

Universität Dortmund
Fachbereich Gesellschaftswissenschaften,
Philosophie und Theologie

Die Bedeutung von Tieren für die therapeutische Arbeit mit älteren Menschen

vorgelegt von:	Bianca Müller
Erstgutachter:	Prof. Dr. Gerhard Naegele
Zweitgutachter:	Dr. Wolf-R. Klehm
abgegeben am:	26. Januar 1998

Inhalt

Tabellenverzeichnis.....	IV
1 Motivation und Einleitung.....	1
1.1 Einleitung	2
2 Literaturrecherche zum Gegenstandsbereich der tiergestützten Therapie	6
2.1 Formen tiergestützter Therapie - ein Definitionsproblem	6
2.1.1 Tier-Besuchsprogramm	8
2.1.2 Mensch-Tier-Begegnungshaus	9
2.1.3 Tiergestützte Therapieformen	9
2.2 Die besondere Eignung von Hund und Katze	9
2.2.1 Der Hund	11
2.2.2 Die Katze	12
2.3 Die Auswirkung einer positiven Mensch-Tier-Beziehung auf die menschliche Physis, Psyche und das soziale Umfeld	13
2.3.1 Die Wirkung der Mensch-Tier-Beziehung auf die menschliche Physis ...	14
2.3.2 Die Wirkung der Mensch-Tier-Beziehung auf die menschliche Psyche ...	15
2.3.2.1 Die Wirkung auf Menschen mit psychischen Störungen	17
2.3.2.2 Die psychische Unterstützung chronisch Kranker durch Tiere	19
2.3.2.3 Die Wirkung auf demente Personen	19
2.3.3 Die Wirkung von Tieren auf das soziale Umfeld	21
2.4 Die Kosten- und Nutzenfaktoren der Hundehaltung.....	22
2.4.1 Der Einfluß eines Hundes auf das subjektive Wohlbefinden und die Lebensqualität	24
2.5 Gründe für Tierhaltung im Alter	26
2.5.1 Tierhaltung im Alten- und Pflegeheim	30
2.6 Zusammenfassung.....	31
3 Tiergestützte Therapie aus der Perspektive des Person-Umwelt-Konzeptes.....	33
3.1 Person-Aspekte.....	33
3.2 Umwelt-Aspekte	35
3.3 Wechselwirkung von Person und Umwelt.....	36
3.4 Tiergestützte therapeutische Maßnahmen der Kompetenzerhaltung und -förderung.....	37
3.4.1 Personologischer Ansatz	38
3.4.2 Die Wirkung von Umweltverbesserung auf Personaspekte und soziale Einbindung	41
3.4.2.1 Transaktionaler Ansatz.....	41

3.4.3 Ganzheitliches Konzept für stark eingeschränkte Personen	42
3.5 Fazit	44
4 Die Unterstützung durch Tiere bei psychischen Störungen und Verhaltensauffälligkeiten im Alter.....	47
4.1 Dementielles Syndrom.....	50
4.1.1 Prävalenz dementieller Syndrome	54
4.2 Depressives Syndrom	55
4.2.1 Prävalenz depressiver Syndrome	58
4.3 Persönlichkeitsstörungen und Neurosen.....	59
4.4 Kritische Lebensereignisse und Krisenerleben als psychischer Risikofaktor	61
4.4.1 Der Zusammenhang von subjektivem Krisen-erleben, der Entstehung psychischer Krankheiten und der emotionalen Unterstützung durch Tiere	64
5 Die therapeutische Bedeutung von Tieren.....	72
5.1 Resümee der verschiedenen Rollen eines Tieres hinsichtlich tiergestützter Therapie und alltäglicher Interaktion	72
5.1.1 „Living environment,,	72
5.1.2 „Eisbrecher,, in therapeutischen Situationen	73
5.1.3 „Bonding catalyst,, „social lubricant,,	75
5.1.4 „significant other,,	76
5.2 Aspekte der Mensch-Tier-Interaktion	77
5.2.1 Anthropomorphismus.....	77
5.2.2 Du-Evidenz	81
5.2.3 Die Nutzung der Projektion.....	85
5.2.4 Die Mensch-Tier-Beziehung als eigenständige Beziehungsform	87
5.2.5 Verständigung: Analoge Kommunikation zwischen Mensch und Tier	89
5.2.5.1 Überlegungen zur Bedeutung des taktilen Kontaktes	93
5.2.6 Die Schlüsselrolle des Tieres: Ventilieren und Validieren	95
5.3 Die Bedeutung von Tieren in der therapeutischen Arbeit mit und für ältere Menschen.....	97
5.3.1 Tiergestützte Therapie und Tierhaltung als Form der psychosozialen Rehabilitation	98
5.3.2 Tiere als Unterstützung der Emotionalität des alten Menschen	99
6 Schlußfolgerung und Ausblick.....	103
7 Literaturverzeichnis.....	107

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Verbreitung verschiedener Tierarten in deutschen Haushalten	3
Tabelle 2: Auswirkungen von psychosozialen Defiziten	28
Tabelle 3: Alter und prozentualer Anteil der Heimtierhalter	28
Tabelle 4: Haushaltsgröße und prozentualer Anteil der Heimtierhaltung	28
Tabelle 5: Auswirkungen von Tieren im Rahmen des Person-Umwelt-Konzeptes.....	46
Tabelle 6: Prävalenz leichter kognitiver und mittlerer bzw. schwerer dementieller Störungen	54
Tabelle 7: Prävalenz depressiver Erkrankungen	59
Tabelle 8: Der Zusammenhang sozialer Kontakte und Depressivität alter Menschen.....	69

1

2 Motivation und Einleitung

Zum Thema 'Erlebnisse mit Tieren' fällt vielen Menschen spontan mindestens ein schönes, spannendes oder auch gefährliches Ereignis ein. In der subjektiven Erinnerung haben sich Erlebnisse, die Tiere betreffen, besonders nachhaltig eingeprägt und gehören zu den Begebenheiten, die auch nach Jahren noch gerne erzählt werden.

Wie die Erfassung der Einschaltquoten bezüglich verschiedener Tier-sendungen und aktueller Dokumentationen - insbesondere „Tiere suchen ein Zuhause,“ und „Zeit für Tiere,“ - verdeutlicht (WDR 1997), sind Zuschauer aller Altersklassen an derartigen Berichten interessiert. Die Fernsehstars aus dem Zwischenreich der Tier- und der Menschenwelt, z.B. der kluge Delphin Flipper, der scharfsinnige Collie Lassie, der treue Rapphengst Black Beauty, der schielende Löwe Clearence und die liebenswerte Schimpansin Cheeta, erhalten seit Jahrzehnten ausreichend Resonanz, so daß diese Episoden auch heute noch gesendet werden. Aus Beobachtungen und Gesprächen mit Kindern wird deutlich, daß diese Filme und tatsächliche Begegnungen mit verschiedenen Tieren einen tiefen Eindruck hinterlassen, der in gemeinsamen Spielen wieder auflebt und verarbeitet wird.

Im Rahmen einer Untersuchung zur Bedeutung von Tieren für die Kindesentwicklung und -erziehung wurde festgestellt, daß Kinder, die gemeinsam mit einem Tier aufwachsen, hinsichtlich ihrer psychischen und sozialen Entwicklung davon profitieren (Bergler 1995).

Die Erinnerung an meine Kindheit ist von Erlebnissen mit nicht-menschlichen Spielkameraden wie Kaninchen, Wellensittichen, Hähnen, Tauben und manchmal auch Hunden geprägt. Rückblickend erlebte ich damals häufig eine ambivalente Ausstrahlung dieser Tiere, wie z.B. Gefühle der Sicherheit und Vertrautheit, aber auch der Faszination und manchmal Angst hinsichtlich der Fremdheit. Als mir der Wunsch, Reiten zu lernen, erfüllt wurde, scheint dies aus heutiger Einschätzung der Zeitpunkt gewesen zu sein, von dem an ich Beziehungen zu Tieren bewußter wahrnahm und begann, diese zu meinem sozialen Umfeld zu zählen. Heute genieße ich die Gefährtschaft eines Pferdes, zweier Hunde und eines Katers, deren emotionale Unterstützung ich insbesondere während des langen Zeitraumes dieser Diplomarbeit zu schätzen wußte.

Durch die permanente Reflexion der wissenschaftlichen Untersuchungen, der vielfältigen Erlebnisberichte und meiner eigenen Erfahrungen und Gefühle im Umgang mit nicht nur vertrauten Tieren wird mir der Umfang und die Tiefe dieses weithin vernachlässigten menschlichen Lebensbereiches bewußt.

Als Pädagogin und angehende Psychotherapeutin interessiert mich daher die Bedeutung und letztendlich auch die „Nutzung,“ dieses Potentials der Beziehung zwischen Mensch und Tier. Obwohl der Begriff der Nutzung für

eine prägnante Umschreibung meiner Absicht äußerst passend ist, ist er dennoch kritisch anzuwenden, da dieser technokratisch geprägte Terminus die Vielfältigkeit und tiefere Bedeutung dieses Phänomens begrenzt und dessen subjektiven Wert unzulässig mindert. Im Rahmen einer derartig eingeschränkten Betrachtung werden Tiere sowie Menschen gemäß der ihnen zugeschriebenen Funktionen reduziert und benutzt, womit implizit immer auch ein Mißbrauch angesprochen ist. Die angestrebte Art der Nutzung sollte vielmehr verstanden werden als Bewußtmachen und Freisetzen von möglichen hilfreichen Prozessen in einer Beziehung, die von vielen Menschen schon als heilsam erlebt, von Unerfahrenen jedoch häufig nur belächelt wurde.

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Tierschutzaspektes soll an dieser Stelle betont werden, daß es sich bezüglich des Einsatzes von Tieren zum Wohle des Menschen nicht um die Nutzung von Objekten, sondern um die Interaktion mit empfindsamen Subjekten handelt. Jegliche Instrumentalisierung der Tiere, wie sie z.B. in der übersteigerten Forderung nach einem „Tier auf Rezept,“ deutlich wird, zeugt von der Mißachtung des Tierschutzgedankens. Die Reduzierung des Tieres auf ein dem Menschen dienliches Objekt verhindert die Entwicklung einer rücksichtsvollen Beziehung zu diesem Tier als individuelles, kommunikationsfähiges Wesen. Doch genau in dieser Art der Verbindung liegt die tiefere, heilsame und nicht nur kompensatorische Wirkung von vertrauten Tieren begründet.

Die meisten Haustierarten sind dem Menschen in vielen Grundbedürfnissen einerseits verwandt, andererseits weichen sie in vielen Eigenarten von menschlichen Vorstellungen und Bedürfnissen ab. Das Erkennen der Ähnlichkeit und gleichzeitig der Andersartigkeit ermöglicht die notwendige Nähe zwischen zwei Individuen verschiedener Spezies, die eine tiefgreifende und therapeutische Wirkung insbesondere für alte Menschen begünstigt.

2.1 Einleitung

Der therapeutisch genutzte Einfluß von Tieren auf Menschen ist durch zahlreiche Beobachtungen dokumentiert worden. In den Medien mehren sich Berichte, in denen die zunächst noch als außergewöhnlich eingestuft innigen Beziehungen zwischen Menschen und Tieren und deren Auswirkungen dokumentiert werden. Die Palette der Berichterstattung reicht dabei von trivialer Effekthascherei bis hin zu fundiert recherchierten Artikeln und Sendungen, in denen der ernst zu nehmende Hintergrund der dargestellten Mensch-Tier-Beziehung thematisiert wird. Wenn man diese Berichte in den Medien als Indikator eines Wandels hinsichtlich der Akzeptanz und Wertschätzung tierlicher Gefährten interpretiert, scheint sich ein Prozeß des Bewußtwerdens und vielleicht auch ein grundlegender Gesinnungswandel abzuzeichnen. Das bisher gewohnte

cartesianische Weltbild, in denen Tiere vorwiegend als seelenlose Bio-Maschinen dargestellt werden, scheint an Überzeugung zu verlieren. Zwar werden Berichte über psychische Störungen bei Tieren und deren (verhaltens-) therapeutische Behandlung noch belächelt, doch werden Menschen, die über die Befindlichkeiten ihrer Vierbeiner wie über Familienangehörige erzählen, nicht mehr generell des unzulässigen Anthropomorphismus verdächtigt.

Demgegenüber gewinnt die Beachtung der Auswirkungen der Tierhaltung bzw. der Beziehung zwischen Mensch und Tier zunehmend an Bedeutung, da hier ein - im Verlauf dieser Arbeit noch genauer zu beschreibendes - Potential verborgen liegt, an dem ein Großteil der Bevölkerung auch außerhalb gezielter therapeutischer Zusammenhänge teilhaben kann.

Die Anzahl der Menschen in Deutschland, die mit einem oder mehreren Tieren in ihrem Haushalt zusammenleben, hat eine beachtliche Größe angenommen; im Jahre 1996 wurden in ca. 34 % aller deutschen Haushalte Heimtiere gehalten. Differenziert man zwischen den einzelnen Haustierarten, so ergibt sich folgendes Bild: ungefähr 6,2 Mio. Katzen und 5,1 Mio. Hunde leben in 16 % bzw. 14 % der deutschen Haushalte.

Tabelle 1: Verbreitung verschiedener Tierarten in deutschen Haushalten

Tierart	Anzahl in Mio.	prozentualer Anteil der deutschen Haushalte
Katzen	6,2	16 %
Hunde	5,1	15 %
Ziervögel	5,1	8 %
Klein- und Nagetiere	4,0	7 %
Aquarien	3,2	6 %

Zit. nach Angaben des Industrieverbandes Heimtierbedarf (IVH) e.V., 1996

Über allgemeine Vorteile der Tierhaltung hinaus wird in dieser Arbeit die Frage gestellt, inwiefern sich einzelne Effekte der Mensch-Tier-Interaktion in therapeutischen und alltäglichen Zusammenhängen hinsichtlich alter Menschen gezielt einsetzen und nutzen lassen.

Auf diesem Gebiet sind im deutschen Raum insbesondere zwei Vereine tätig, die konkrete Modelle planen und deren Umsetzung unterstützen: „Tiere helfen Menschen e.V.“, Würzburg und „Verein Leben mit Tieren e.V.“, Berlin. Darüber hinaus besteht der „Forschungskreis Heimtiere in der Gesellschaft“, Hamburg, der Verband „Therapiehunde Deutschland“, Neuenkirchen und die „Kynopädagogische Beratung und Forschung“, Bielefeld, die ebenfalls die wissenschaftliche Bedeutung dieses Themas vorantreiben. Weitere Informationen erhielt ich zudem von dem „Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung“, Wien und der „Interessengemeinschaft Deutscher Hundehalter e.V.“, Hamburg.

Die über die Nachfrage bei diesen Institutionen erhaltenen Informationen und Literaturvorschläge ergänzten die durch Auftragsrecherchen in GeroLit und Psyndex erhaltenen Literaturhinweise, so daß eine ausreichende Anzahl verschiedener Veröffentlichungen vorliegt und ein umfassendes Bild dieses Themenkomplexes entstehen kann.

In Kapitel 2 erfolgt zunächst eine Zusammenfassung der wichtigsten Forschungsergebnisse entsprechend der Recherche in neuerer und teilweise auch „klassischer„ Literatur zu den Themengebieten der Mensch-Tier-Interaktion und der „tiergestützten Therapie„. Um ein differenziertes Bild der Forschungslandschaft vermitteln zu können, wird die horizontale Bandbreite der Auswirkungen der Mensch-Tier-Beziehung hinsichtlich menschlicher Physis, Psyche und sozialem Umfeld skizziert.

In Kapitel 3 wird das Thema in einen theoretischen Bezugsrahmen eingeordnet. Anhand des Person-Umwelt-Konzeptes von Lawton wird herauskristallisiert, inwiefern die tiergestützte therapeutische Maßnahmen wirkungsvolle Möglichkeiten darstellen, sowohl personologische (physisch und psychisch) als auch umweltbedingte (räumlich und sozial) Aspekte therapeutischer Interventionen zu berücksichtigen und aufeinander zu beziehen.

Kapitel 4 dient der gerontologischen Eingrenzung des Themas. Die im Rahmen dieser Arbeit fokussierte Bezugsgruppe ist gekennzeichnet durch psychische Störungen, welche - nur soweit zur konkreten Darstellung der häufigsten Krankheitsbilder nötig - in Anlehnung an die psychiatrische Diagnostik beschrieben werden. Bei der Suche nach den Gründen und den darauf basierenden pädagogisch-therapeutischen Behandlungsmöglichkeiten steht allerdings vielmehr die Frage im Vordergrund, in welchem Maße kritische Lebensereignisse als Ursache psychischer Störungen und Verhaltensauffälligkeiten verantwortlich sind und das Konzept der kritischen Lebensereignisse als Erklärungsansatz geeignet ist.

In Kapitel 5 erfolgt eine Zusammenfassung der erarbeiteten Ergebnisse. Dabei wird herausgestellt, daß sich alltägliche und therapeutisch unterstützte Interaktionen zwischen Mensch und Tier insbesondere zur Beeinflussung personologischer Faktoren eignet. In diesem Zusammenhang werden Aspekte thematisiert, welche die Interaktionsprinzipien und so gesehen die Tiefendimension der Interaktionsprozesse zwischen Mensch und Tier aus menschlicher Perspektive beleuchten. Aus diesen Erkenntnissen werden die Bedeutungen von Tieren in der therapeutischen Arbeit mit und für alte Menschen abgeleitet.

Kapitel 6 stellt die Schlußfolgerungen und Forderungen bezüglich therapeutischer Bedeutung und Möglichkeiten dar und skizziert einen Ausblick in offene Fragen und weiteren Forschungsbedarf.

Kapitel 7 beinhaltet das Verzeichnis der zugrunde liegenden Literatur.

Um Unklarheiten hinsichtlich der Zuständigkeiten von Pädagogik und Psychotherapie zu vermeiden, soll zuvor in Anlehnung an Kleffmann (1995) auf die Parallelen beider Bereiche verwiesen werden, welche die Vorteile der gegenseitigen Befruchtung von Pädagogik und Therapie deutlich werden lassen. Der universelle Anspruch der Pädagogik als Wissenschaft der Erziehung, Bildung und Entwicklung des Menschen verweist auf Handlungsbereiche der Therapie, ebenso wie eindeutige Parallelen hinsichtlich therapeutischer und pädagogischer Interventionen und Zieldimensionen zu erkennen sind. Aufgrund des umfassenden, fachübergreifenden Studiums im Rahmen der Diplom-Pädagogik ergibt sich die Thematisierung von individuellen Entwicklungsprozessen und biographischen Verläufen, von Gruppenprozessen, von Einflüssen und Bedeutungen gesellschaftlicher Faktoren, so daß die Fokussierung therapeutischer Grundsätze eine praxisorientierte Vertiefung, Spezialisierung und Weiterentwicklung der grundlegenden pädagogischen Handlungsmöglichkeiten bedeutet.

Die vorliegende Arbeit schöpft dementsprechend aus dem gemeinsamen Hintergrund von Pädagogik und humanistischer Therapie, ohne explizit die Parallelen oder auch Abweichungen zu thematisieren und bezieht die Erkenntnisse dessen auf die Möglichkeiten der alltäglichen und co-therapeutischen Unterstützung durch Tiere in der Arbeit mit und für alte Menschen. Wenn im Folgenden von „pädagogisch-therapeutischen„ Interventionen die Rede ist, sollen jeweils die grundlegenden Parallelen der Handlungsmöglichkeiten und -ziele vergegenwärtigt werden.

3 Literaturrecherche zum Gegenstandsbereich der tiergestützten Therapie

Unter dem Begriff der „tiergestützten Therapie“, sind bisher unterschiedliche Ansätze und Vorgehensweisen zusammengefaßt, ohne daß es sich hier um festgelegte Formen der Therapie oder spezielle, theoretisch fundierte Interventionen handelt. Wissenschaftliche Untersuchungen verschiedener Fachbereiche fokussieren spezifische Fragestellungen und befinden sich bezüglich der interdisziplinären Verknüpfung ihrer Ansätze und Ergebnisse erst noch in den Anfängen. Weder der Begriff „tiergestützt“, noch der Begriff „Therapie“, sind in diesem Zusammenhang genau definiert, so daß sich dahinter theoretische Auffassungen verschiedener Schulen verbergen. Daher befinden sich im Forschungsfeld der tiergestützten Therapie sowohl Studien hinsichtlich des Einbezuges von Tieren in konkrete, theoretisch fundierte Therapiesituationen als auch Untersuchungen zu grundlegenden therapeutischen Wirkungen der Mensch-Tier-Interaktion. Levinson (1983, S. 548) interpretiert ein Tier über konkrete Therapiesituationen hinausgehend als therapeutisches Element im Alltag: „Research is wide open in the area of the therapeutic use of animal companions, whether in formal psychotherapy or as a therapeutic element in the daily environment.“, Laut Levinson zeigt die Mensch-Tier-Interaktion in alltäglichen Kommunikationssituationen und in der Bewältigung der alltäglichen Anforderungen der Lebensgestaltung sowie in der physischen und psychischen Selbstwahrnehmung und -bewertung hilfreiche Auswirkung.

Im Rahmen dieser Diplomarbeit geht es dementsprechend um die Betrachtung und therapeutische Nutzung dieser umfassenden Auswirkungen der Mensch-Tier-Beziehung und nicht um die Vertiefung der wenigen, unzureichenden theoretischen Überlegungen hinsichtlich konkreter Therapiemodelle. Im Verlauf der folgenden Literaturrecherche werden zunächst die wichtigsten Forschungsergebnisse dargestellt.

3.1 Formen tiergestützter Therapie - ein Definitionsproblem

Im Verlauf der Literatursichtung wird deutlich, daß es sich bei der tiergestützten Therapie um keine einheitliche, theoriegeleitete Therapieform handelt, sondern vielmehr um verschiedene, durch Tiere hervorgerufene und verstärkte psychologische Wirkungen und therapeutische Handlungsmöglichkeiten, die auf der Erkenntnis beruhen, daß der Umgang mit Tieren für den Menschen positive Auswirkungen zeigt. Diese sind physischer, psychischer und sozialer Natur und können sowohl in formalen Therapiesitzungen als auch in alltäglichen Lebenszusammenhängen genutzt werden. Das Tier forciert in der jeweiligen Situation den psychologischen Effekt im Alltagsleben oder erleichtert das therapeu-

tische Geschehen, jedoch ohne im Falle behandlungsbedürftiger Störungen einen menschlichen Therapeuten ersetzen zu können. Im Vordergrund steht dabei die Interaktion zwischen Mensch und Tier, die in therapeutischen und auch alltäglichen Zusammenhängen positive Auswirkung auf die Entwicklung des Menschen zeigt.

Aufgrund des Phänomens, daß viele Menschen die Zuneigung eines Tieres eher zulassen und erwidern als sie dies gegenüber Menschen geschehen lassen können, werden Tiere in therapeutischen Situationen als Co-Therapeuten eingesetzt (Bergler 1986). Durch die Anwesenheit eines Tieres soll nicht nur die Therapiesituation entspannt werden, sondern das Tier soll auch als Kommunikations- und Interaktionsanreiz dienen. Da diese Effekte nicht nur innerhalb konkreter therapeutischer Situationen nachweisbar sind, besteht das Anliegen, diese auch in alltäglichen Zusammenhängen zu nutzen.

„Im Grunde geht es bei der pet facilitated therapy darum, ein unbedrohliches, liebevolles Heimtier als Katalysator für die Entwicklung adaptiver und zufriedenstellender sozialer Interaktionen einzuführen. Der Patient setzt sich häufig durch nonverbale und taktile Interaktionen positiv in eine Beziehung zum Tier. Dieser Kreis sozialer Interaktionen weitet sich dann allmählich aus. (...) Die anfänglich nonverbalen Formen der Interaktionen werden nach und nach bereichert und verstärkt durch verbale Kommunikation und den gesunden Ausdruck von Gefühl und von Wärme,“ (Corson, O’Leary Corson 1975, zit.n. Olbrich 1996, S. 409 f.).

Im Mittelpunkt dieser Entwicklung stehen demnach emotionale Prozesse, die zunehmend mit kognitiven Prozessen abgestimmt werden und schließlich als konkrete Verhaltensweisen die gesamte soziale Interaktion beeinflussen. Olbrich erkennt hier einen „Weg der fortschreitenden Integration,“ (Olbrich 1996, S. 410), der sich sowohl auf die intrapersonale Ebene bezieht als auch auf den sozialen Austausch zwischen der Person und ihrer Umwelt.

Aufgrund des Wirkungszusammenhanges zwischen dem betreffenden Individuum und dessen sozialem Umfeld sehen Corson und O’Leary Corson (1980a) in der tiergestützten Therapie eine wichtige Unterstützung psychotherapeutischer Prozesse, insbesondere zur Förderung des Prozesses der Resozialisierung einer Person (vgl. Bergler 1986).

Schaefer (1992) betont diesen Nutzen gerade hinsichtlich der Gerontopsychiatrie, da hinsichtlich des Resozialisierungsprozesses das gesamte psychosoziale Umfeld positiv beeinflusst werde.

Bergler (1986, S. 52) bezeichnet die tiergestützte Therapie als Maßnahme zur „Wirklichkeitstherapie,“ durch die der Betroffene in eine den subjektiven und objektiven Bedingungen entsprechende Realität zurückgeführt werden kann. Durch die regelmäßige Interaktion mit dem Tier kann der Klient sein eigenes Verhalten und daher auch seine Grenzen und die des Tieres bewußt erleben. Darüber hinaus können ihm

die Formen der wechselseitigen Abhängigkeit bewußt werden, wodurch sein Verantwortungsbewußtsein gesteigert werden kann. Aufgrund der Gegenseitigkeit des Interaktionsprozesses und der gegenseitigen Zuneigung erfährt der Klient eine Erhöhung und auch Stabilisierung seiner Selbstsicherheit und seines Selbstwertgefühles.

Der Einsatz von Tieren sollte jedoch nicht unbedacht oder nach Zufallsprinzip durchgeführt werden. Die Wahl eines Tieres als Co-Therapeut sollte nur unter Berücksichtigung der situativen Umstände und der vorhandenen psychischen Störungen des Klienten erfolgen (Bergler 1986). Der Forschungskreis Heimtiere in der Gesellschaft hat aufgrund einer Befragung von Ärzten, Vertretern von Krankenkassen und Gesundheitsämtern zu Präventionsmöglichkeiten durch Heimtierhaltung einen kleinen Basiskatalog erarbeitet, nach dem bestimmte Tiere für spezielle Aufgaben und Krankheitsbilder besonders geeignet seien und eingesetzt werden sollen. Hier steckt die Forschung jedoch noch in ihren Anfängen.

Nachfolgend wird anhand dreier Beispiele kurz erläutert, in welcher unterschiedlicher Form tiergestützte Therapie Gestalt annehmen kann.

3.1.1 Tier-Besuchsprogramm

Tierliebende Personen oder Gruppen, Hundezuchtverbände, Behindertenverbände und Vereine organisieren Besuche in Begleitung ihrer Tiere - hauptsächlich Hunde - in Altenwohn- und Pflegeheimen, Kinderheimen, Krankenhäusern, psychiatrischen Anstalten und Justizvollzugsanstalten. Die an diesem Tag gewonnenen Erfahrungen sind nicht nur Bestandteil der Gespräche und Kontakte in den darauffolgenden Tagen, sondern dieser Besuchstag kann fester Bestandteil der Wochenplanung bzw. des Zeiterlebens der einzelnen Bewohner werden.

Angeregt durch derartige Berichte unternimmt zum Beispiel ein Arzt Hausbesuche zu seinen pflegebedürftigen Patienten in der Begleitung seines Hundes und bemerkt folgende Vorteile: Einerseits zeigen die Patienten ein verstärktes Interaktionsverhalten und teilen sich auch dem Arzt bereitwilliger mit, „zum anderen hat der Patient die Möglichkeit, aktiv seine Zuwendung zu zeigen und damit aktiv etwas für ein anderes Wesen zu tun. Wenn man weiß, wie lange Patienten oft nichts mehr „geben,, durften, sondern immer nur „nehmen,, mußten, so versteht man auch die tiefe Beglückung, die eine einfache Mensch-Tier-Begegnung auslösen kann,, (Schaefer 1992, S. 77 – Hervorhebungen im Original).

Schaefer betont ebenso die durch den Hund erleichterte Zugänglichkeit zu vereinsamten Patienten, welche die „psychosozial außerordentlich wichtigen ‘Kontaktbesuche’, (ebd.) des Arztes gern in Anspruch nehmen, ohne weiterhin den Vorwurf der Zudringlichkeit oder Profitgier aufgrund überflüssig empfundener Hausbesuche zu erheben, da für sie der Besuch des Hundes im Vordergrund steht, und sie diesen Kontakt sehr genießen.

3.1.2 Mensch-Tier-Begegnungshaus

Das Konzept des Begegnungshauses wurde entwickelt, um verschiedenen sozialen Einrichtungen die Einbeziehung von Groß- und Kleintieren in ihren Klinik- oder Heimaltag zu ermöglichen.

Das Mensch-Tier-Begegnungshaus soll außerhalb des menschlichen Wohnbereiches einen optimalen Rahmen bilden, in dem die angst- und zwangfreie Annäherung zwischen Mensch und Tier gefördert wird. Das Haus ist daher so konzipiert, daß es einen Bereich für den Aufenthalt verschiedener Tiere beinhaltet und in einem zweiten, durch Zaun und/oder Glaswand getrennten Bereich den Aufenthalt von gesunden, kranken oder behinderten Menschen gestattet. In dem Aufenthaltsraum sollen längere Begegnungen zwischen Mensch und Tier, den Menschen untereinander oder eine Form der tiergestützten Therapie ermöglicht werden (Große-Siestrup 1992). Allerdings sind noch genauere Untersuchungen notwendig, um herauszufinden, welche Therapieformen in diesem Zusammenhang besonders geeignet sind und welche Patienten(-gruppen) davon profitieren können (ebd.).

3.1.3 Tiergestützte Therapieformen

In der Praxis wurden bisher verschiedene konkrete Therapieformen erprobt, bei denen ein Einsatz von Tieren förderlich sein kann. Der Einbezug von Tieren hat sich vorwiegend im Rahmen der Ergo- und Psychotherapie bewährt. Auch in krankengymnastischen Zusammenhängen, wie zum Beispiel hinsichtlich der allgemeinen Mobilisation, der Gangschulung oder der Atemtherapie wirkt sich die Anwesenheit eines Tieres motivierend auf einzelne Personen oder auf das Gruppenklima aus. Durch ein Tier ist insbesondere eine gezielte Aktivierung des Einzelnen möglich, so zum Beispiel im Rahmen des Realitäts-Orientierungs-Trainings bei desorientierten Personen, der Wahrnehmungs- und Sensibilitätsschulung bei depressiven Klienten oder des Erlebens von Körperkontakt bei zurückgezogenen Patienten. Tiere können ebenso in gruppentherapeutische Sitzungen, Spielgruppen oder in beschäftigungstherapeutische Maßnahmen (als Motiv zum Malen etc.) einbezogen werden (Fehrenberg 1993; Greiffenhagen 1991).

3.2 Die besondere Eignung von Hund und Katze

Unter anderem aus Gründen der besseren Vergleichbarkeit verschiedener Untersuchungsergebnisse werden überwiegend Studien zitiert, in denen Hunde oder Katzen als tierliche Teilnehmer im Mittelpunkt der Untersuchung stehen. Ergebnisse aus Untersuchungen mit anderen Tieren werden allerdings dann einfließen, wenn diese bestimmte

Erkenntnisse oder Phänomene bezüglich der allgemeinen Beziehung zwischen Mensch und Tier verdeutlichen können.

Für die Fokussierung von Hund und Katze sprechen vor allem folgende Überlegungen:

1. In Anlehnung an König (1967) weist Greiffenhagen (1991) auf die ausgeprägte Gemeinschaftsfähigkeit beider Tierarten hin: Sie leben nicht „neben,, sondern „mit,, dem Menschen, d.h. Mensch und Tier leben in einer Art Wohngemeinschaft und nehmen am Leben des anderen teil, vorausgesetzt der Mensch läßt diese - nicht nur räumliche - Nähe zu.
2. Die ausgeprägte nonverbale Ausdrucks- und Kommunikationsfähigkeit von Hund und Katze begünstigt eine intensive Beziehung zwischen Mensch und Tier. Mit beiden Tierarten ist eine vielseitige Kommunikation möglich, welche das gegenseitige Verstehen sowohl der Lautäußerungen als auch der Gestik und Mimik betrifft. „Tiere sind (...) in der Lage, ihre menschlichen Partner immer besser zu verstehen. Vor allem Katzen und Hunde haben im Lauf ihres Zusammenlebens mit uns eigene, sehr differenzierte „menschengerechte,, Kommunikationsformen entwickelt,, (Greiffenhagen 1991, S. 29; vgl. Manning 1983; Serpell 1990). Die Kommunikationsfähigkeit und -möglichkeit scheint für den Menschen in jeglicher Beziehungsform eine Schlüsselrolle einzunehmen: Die im Vergleich zu Hunden und Katzen eher eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten beispielsweise mit Kaninchen scheinen die Intensität der Beziehung aus menschlicher Perspektive zu beeinträchtigen (Greiffenhagen 1991).
3. Die Anschaffung, Pflege und artgerechte Haltung von Hund oder Katze ist auch von älteren Menschen ohne große Schwierigkeiten zu bewältigen. Bei eingeschränkter Gesundheit oder finanziellen Problemen ist es in einigen Fällen möglich, die Hilfe von Privatpersonen oder Organisationen und Initiativen, wie z.B. des Freundeskreises betagter Tierhalter, in Anspruch zu nehmen (vgl. Greiffenhagen 1991; Kuratorium Deutsche Altershilfe 1992).
4. Laut Statistik der Heimtierhaltung in Deutschland (vgl. Kap. 1.1) sind Katze und Hund die am häufigsten gehaltenen Heimtiere.
5. Hunde scheinen auch im Bewußtsein vieler Menschen eine vorherrschende Rolle zu spielen: Eine Umfrage unter Pädagogen ergab, daß diese bei dem Begriff „Heimtier,, mit der in Klammern angegebenen Nennungshäufigkeit an Hunde (57 %), Nagetiere (37 %), Katzen (33 %), Vögel (12 %) und Zierfische (8 %) dachten (Bergler 1995, S. 68).

Hunde und Katzen eignen sich aufgrund ihrer charakteristischen Merkmale als fast ideale Therapie- und „Heim,,-Tiere. Diese These soll in den nachfolgenden Kapiteln vertieft werden.

3.2.1 Der Hund

Der Hund gilt als ältestes Haustier des Menschen, die gemeinsame Geschichte beider Vorfahren begann vor ca. 15.000 Jahren, als der Mensch noch Jäger und Sammler war (Lorenz 1983; Ochsenein 1992).

Der Hund gilt ebenso als gemeinschaftsfähigstes Tier in der Beziehung zum Menschen. Hierfür werden drei Gründe genannt: der Hund ist ein im Sozialverband lebendes Tier, er besitzt eine ausgeprägte Kommunikationsfähigkeit und Anpassungsbereitschaft. Als domestiziertes Tier fügt er sich in die Gemeinschaft mit Menschen, akzeptiert diese als „Rudelgenossen“, und ist fähig, sich mit dem Menschen zu verständigen (Ochsenein 1992). Die Verständigung zwischen Mensch und Hund wird während eines beidseitigen Lernprozesses gefestigt und nimmt dabei durchaus individuelle Züge an.

Ein Hund erfüllt seit seiner Domestikation vielfältige Funktionen als Wächter, Hirte, Jagdhelfer, aber auch als Abfallvertilger und - kulturabhängig - als Nahrungsmittel. Der emotionale Wert seiner Gefährten-schaft gelangt in unseren kulturellen Breitengraden erst seit jüngerer Zeit in das öffentliche Bewußtsein und das wissenschaftliche Interesse.

Diese „Partner“-Funktion ermöglicht ein wechselseitiges Verhältnis zwischen Mensch und Hund mit gegenseitiger Anteilnahme am Leben des anderen. Der Hund bezieht den Menschen in seine Welt ein (Feddersen-Petersen 1984, zit.n. Bergler 1986) und zeigt ihm gegenüber große Anhänglichkeit. Da Hunde auf die Stimmungen ihres menschlichen Partners äußerst sensibel reagieren, entsteht der Eindruck des Verstehens und des Mitfühlens. Darüber hinaus agiert ein Hund aus eigenem Impuls und zeigt sich unbefangen gegenüber physischen oder psychischen menschlichen Beeinträchtigungen und Schwächen. Ochsenein veranlassen diese beiden Eigenarten des Hundes zu der Vermutung, daß er das Heimtier ist, mit dem der Mensch sich am leichtesten und eingehendsten verständigen und am tiefsten verbunden fühlen kann (Ochsenein 1992). Im Vergleich zu Katzen, die eigenständigere Wesen sind und sich stärker nach eigenem Willen den menschlichen Kontaktwünschen entziehen, scheint der Hund aufgrund dieser Eigenschaft das ideale Therapietier zu sein (Niepel 1996a).

Das „psychologische Nutzen- und Funktionsprofil“, eines Hundes unterliegt allerdings weiteren Einflußfaktoren, welche den betreffenden Menschen charakterisieren, „(...) wie zum Beispiel Lebensalter, Familiensituation, subjektiver Gesundheitszustand und objektives Krankheitsbild, Erlebnisse und Erfahrungen mit Heimtieren in der eigenen Biographie, Ausmaß und Qualität sozialer Konflikt- und Streßsituationen, persönliche Mobilität und auch Qualität und Quantität sozialer Bezugspersonen und Bezugsgruppen“, (Bergler 1986, S. 80).

Über diese den Menschen betreffenden Differenzierungen hinaus werden in den USA Charakterprofile verschiedener Hunderassen erstellt, um den

entsprechenden Hund für bestimmte Aufgaben, wie z.B. als Familienhund, „Heim,-Hund oder Therapiehund auswählen zu können. Im Vordergrund stehen Kriterien zur Erfassung des Potentials an Aggressivität, Dominanzstreben, Gelehrsamkeit und des Aktivitätsgrades, aus denen sich mehrere Hunde-Typisierungen ableiten lassen (Greiffenhagen 1991). Derartige Erkenntnisse müssen allerdings noch erweitert werden, um als solide Basis für die Auswahl von geeigneten Hunden für verschiedene therapeutische Aufgaben und Ziele dienen zu können.

Da die Anforderungen, die an einen Therapiehund gestellt werden, sehr hoch sind, kann nicht jeder Hund diesen Erwartungen entsprechen. Der Verband der Therapiehunde Deutschland hat sich daher zur Aufgabe gemacht, Hunde für den Einsatz in der Therapie zu züchten und auszubilden; Collies und Golden Retriever sollen sich in diesem Zusammenhang besonders bewährt haben.

Allerdings darf in dem Bestreben, ideale Therapiehunde zu züchten und sie entsprechend auszubilden, nicht der Fehler begangen werden, diese Hunde zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu instrumentalisieren; dies bedeutete nur eine neue Form des Mißbrauches eines Tieres. Eine tiergestützte Therapie behält nur dann ihre Berechtigung, wenn das Tier - in diesem Fall der Hund - auch davon profitieren kann bzw. keinen Schaden erfährt. „Das Ziel sollte sein: Mensch und Hund sollen *miteinander* leben und nicht: Der Hund lebt für den Menschen,“ (Niepel 1996, S. 10 – Hervorhebung im Original).

3.2.2 Die Katze

Die Beziehung des Menschen zur Katze ist im Vergleich zum Hund relativ jung, sie besteht seit ca. 4.500 Jahren (Turner 1992). Nach neueren Erkenntnissen liegt der Ursprung der Domestikation dieses Tieres nicht in Nützlichkeitsbegründungen begründet, da für die Jagd auf Nager andere Tiere, zum Beispiel Frettchen, Marder, Mungo und Wiesel abgerichtet wurden.

Bekanntlich wurden Katzen in Ägypten als heilige Tiere verehrt, und im historischen Rom galten sie als kostbare Geschenke. Noch im frühen Christentum teilten Eremiten ihre Einsamkeit mit diesen Geschöpfen, welche jedoch ab dem Hochmittelalter bzw. der frühen Neuzeit als Teufelstier mißachtet wurden. Seither halten sich hartnäckige Vorurteile, Katzen seien verschlagen, untreu und könnten zum Menschen keine dauerhafte Beziehung eingehen (Greiffenhagen 1991). Die voreingenommene Meinung, daß Katzen sich eher dem Haus als dem dort wohnenden Menschen zugehörig fühlen, ist immer noch beständig. Erst vor zwei Jahrzehnten entgegnete ein Forschungsbericht, daß Katzen, die mit Menschen zusammenleben, dem Hund bezüglich der sozialen Sensibilität nicht nachstehen und zwischen Mensch und Katze „eine echte und dauernde Freundschaft möglich (ist), wie sie bei Katzen unter sich nie vorkommt,“ (Teutsch 1975, S. 45, zit.n. Greiffenhagen 1991, S. 24). Turner

(1992, S. 89) weist darauf hin, daß das Verhältnis zwischen Mensch und Katze „Aspekte echter partnerschaftlicher Beziehungen,“ wie zum Beispiel im Bereich des Gebens und Nehmens aufweisen kann.

Im Gegensatz zum Hund spielt die Rasse einer Katze für den Einsatz im therapeutischen oder pädagogischen Bereich keine Rolle, entscheidend ist nur ihr individuelles Temperament (Greiffenhagen 1991). Allerdings scheinen einfache Hauskatzen psychisch stabiler zu sein und daher seltener Verhaltensstörungen aufzuweisen als Rassekatzen (a.a.O.).

Darüber hinaus können sich Katzen vor zu hoher Beanspruchung durch menschliche Gefährten und daraus resultierender Belastung schützen, indem sie ihrem Ruhebedürfnis nachgeben und sich zurückziehen (a.a.O.). Hinsichtlich der Frage nach dem permanenten Einsatz eines Tieres als „Heim,-Tier in einer sozialen Einrichtung kann sich diese Eigenschaft - im Vergleich zum Hund - als ein deutlicher Vorteil erweisen.

Ein weiteres Merkmal der Katze ist die große Anpassungsfähigkeit bezüglich ihrer Lebensgewohnheiten wie zum Beispiel Verlagerung des Nacht- auf den Tagesrhythmus, Anpassung an das räumliche Umfeld (Haus, Freiland) und an das Leben in einer sozialen Gruppe.

Aus diesen Gründen scheint, im Vergleich zum Hund, die Katze ein ideales „Heim,-Tier zu sein: „Es gibt kaum ein Tier, das sich besser als „Heim,-Tier eignet, als die domestizierte Katze - *vorausgesetzt* man berücksichtigt ihre Persönlichkeit bei der Zulassung und Unterbringung und kann sie art- und tiergerecht halten,“ (Turner 1992, S. 79 – Hervorhebungen im Original).

3.3 Die Auswirkung einer positiven Mensch-Tier-Beziehung auf die menschliche Physis, Psyche und das soziale Umfeld

In diesem Kapitel werden die wichtigsten Erkenntnisse über die Auswirkungen von Heimtieren in ihrer Beziehung zum Menschen dargestellt.

Die Betonung eines positiven Verhältnisses von Mensch und Tier dient dabei zur Abgrenzung von gestörten, pathologischen Mensch-Tier-Beziehungen (vgl. Kap. 5). Eine positive, heilsame Mensch-Tier-Beziehung berücksichtigt die Bedürfnisse und Grenzen sowohl des Menschen als auch des Tieres (vgl. Niepel 1996; 1996a), beide „Partner,“ sollten von dem Verhältnis profitieren können, zumindest darf das Tier in keiner Form leiden. In einer positiven, geglückten Beziehung kann davon ausgegangen werden, daß hinsichtlich der Zuneigung oder Wertschätzung eine Gegenseitigkeit besteht.

Nachfolgend wird differenziert, inwieweit die Mensch-Tier-Beziehung auf den Gebieten der menschlichen Physis, Psyche und des sozialen Umfeldes unterschiedliche Wirkung oder Bedeutung hat. Ausgehend von einem ganzheitlichen Menschenbild sind die Grenzen zwischen körper-

licher, geistig-seelischer und sozialer Auswirkung jedoch fließend und können daher nur als Schwerpunkt der jeweiligen Perspektive betrachtet werden, ohne die anderen Bereiche auszugrenzen.

3.3.1 Die Wirkung der Mensch-Tier-Beziehung auf die menschliche Physis

Die amerikanische Soziologin Erika Friedmann stellte Ende der siebziger Jahre im Verlauf einer Untersuchung zu den Überlebenschancen von Herzinfarktpatienten fest, daß die Überlebens- bzw. Genesungschancen bei Patienten mit Haustieren gegenüber denen ohne Haustier signifikant höher lagen. Die Erklärung für diesen Zusammenhang fanden Katcher, Lynch und Friedmann erst Jahre später: Das Streicheln des Tieres beruhigt nicht nur das Tier, sondern auch den streichelnden Menschen, das heißt dessen Blutdruck sinkt und der Kreislauf stabilisiert sich. Doch nicht nur der taktile Kontakt zu einem Tier wirkt beruhigend, sondern allein die Anwesenheit eines Tieres im visuellen Umfeld wirkt blutdrucksenkend und streßreduzierend, es vermittelt das Gefühl von Sicherheit und Vertrautheit (de Smet 1992; Greiffenhagen 1991; Katcher et al. 1983).

Nach zahlreichen Beobachtungen und Experimenten kamen Katcher und Beck zu folgender Interpretation: „Etwas zaghaft wollen wir (...) die vorsichtige Hypothese formulieren, daß die Gegenwart ungestörter Lebewesen deshalb so beruhigend wirkt, weil in der menschlichen Evolution jahrtausendlang, wenn nicht sogar immer, der Anblick und das Geräusch ungestörter Tiere und Pflanzen ein wichtiges Zeichen für Sicherheit waren,, (Katcher, Beck 1983, S. 131 ff., zit.n. Greiffenhagen 1991, S. 44). Diese Hypothese wird durch zwei Erklärungsmöglichkeiten gestützt:

1. Es besteht die These, daß ein angeborenes neurologisches Muster für die Unterscheidung und Interpretation verschiedener Bewegungsabläufe in der Umwelt verantwortlich ist. Die damit einhergehende Verhaltensauffälligkeit, sich tendenziell nach fernen, bewegten Objekten zu orientieren und sie visuell zu verfolgen, könnte durch den Selektionsdruck geprägt worden sein, als Raubzüge und Aggressionen unter Artgenossen oder die Gefahr, selbst als Nahrung für Tiere zu gelten, unweigerlich zu den drohenden Todesursachen zählten. Dazu konnte bisher wissenschaftlich belegt werden, daß Unterschiede in der Art, sich hinsichtlich verschiedenster Umweltsignale zu orientieren, ein Teil der Varianz der angeborenen Verhaltensmuster bei Tieren als auch bei Menschen ist (Katcher, Beck 1983, zit.n. Greiffenhagen 1991).
2. Im realen Alltagsleben achtet der Mensch bewußt und unbewußt auf aus den Umweltsignalen resultierende Informationen über Gefahr oder Sicherheit (z.B. ein friedlich schlafender Wachhund). Die tiefe Verankerung dieses Verhaltens äußert sich zudem in der Auffälligkeit, daß in der menschlichen Sprache (z.B. Metaphern) und visuellen Symbolik (z.B. eine ruhige, friedliche Landschaft oder friedlich grasende

Tiere) die ungestörte Natur als Zeichen für Ruhe und Sicherheit gebraucht wird bzw. mit gegenteiligen Bildern (im Sturm gebogene Bäume oder fliehende Tiere) Spannung erzeugt und Gefahr angedeutet wird. Aus diesem Hintergrund heraus ist erklärbar, warum der Anblick grasender Tiere oder eines Aquariums mit ruhig schwimmenden Fischen und sanft wogenden Pflanzen so beruhigend wirken kann (ebd.). Allerdings kommt den Tieren in diesem Zusammenhang die dominierende Bedeutung zu, da zum Beispiel ein bepflanztes Aquarium ohne Fische eine weniger wirkungsvolle Atmosphäre schafft (Katcher et al. 1983).

Im Gegensatz zu der eher beruhigenden Wirkung des taktilen oder visuellen Kontaktes zu Tieren ist bei einem zwischenmenschlichen Kontakt auffällig, daß der Blutdruck steigt, der menschliche Körper also eher Reaktionsbereitschaft signalisiert (Greiffenhagen 1991). Bis heute ist für diesen wissenschaftlich überprüften und bestätigten Zusammenhang keine eindeutige Erklärung gefunden worden. Statt dessen entdeckte die amerikanische Medizinspsychologin Karen Allen, daß sich allein durch die Anwesenheit eines Hundes die Atmosphäre zwischen feindseligen Ehepartnern entspannt bzw. deren gemessene Vitalwerte normalisieren (Ruhr Nachrichten 1997). Auch in diesem Fall war es nicht möglich, die Zusammenhänge zu entschlüsseln. Hinsichtlich des Themas „Tiere als Co-Therapeuten,“ ist jedoch allein das Wissen um dieses Phänomen schon von großer Bedeutung.

Die folgende Erkenntnis des amerikanischen Mediziners McCulloch über die Auswirkung der Mensch-Tier-Beziehung weist über diese physischen Erkenntnisse hinausgehend auf den Zusammenhang von menschlicher Psyche und Physis. Tiere regen zum Spielen an und reizen zum Lachen, dadurch werden im Organismus körpereigene Opiate (Enkephaline, Endorphine) ausgeschüttet, die dem Stressabbau dienen, ein beglückendes Gefühl bewirken und auch körperliche Schmerzen hemmen können (Greiffenhagen 1991). Insbesondere im Zusammenhang mit der Psychotherapie ist die entspannende und befreiende Wirkung von Humor und Lachen nicht zu unterschätzen (Kingma 1996).

Um die Zusammenhänge zwischen Hundebesitz und Gesundheitsstatus eindeutig nachweisen zu können, müssen jedoch weitere mögliche Einflußfaktoren wie z.B. Persönlichkeitstyp, Quantität bzw. Qualität sozialer Beziehungen einbezogen werden (Bergler 1986). Das subjektiv zufriedenstellende und gesundheitsfördernde Ausmaß an Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit kann ebenso durch andersartige Interessen und Aktivitäten unterstützt werden.

3.3.2 Die Wirkung der Mensch-Tier-Beziehung auf die menschliche Psyche

Der Umgang mit Tieren hat großen Einfluß auf die menschliche Psyche. Das Streicheln eines vertrauten Tieres zeigt nicht nur Auswirkung auf die

Vitalwerte als Ausdruck der körperlichen Entspannung, sondern der Mensch äußert ebenso Anzeichen der psychischen Beruhigung. Im Gesicht und in der Stimme eines streichelnden Menschen geschehen stereotype Veränderungen: die Gesichtszüge entspannen sich, die Stimme wird weicher und die Stimmlage höher, das Satzmuster wird kürzer gestaltet und beinhaltet häufig eine fragende Intonation mit anschließenden Pausen, um eine Reaktion des Tieres zu bewirken (Katcher, Beck 1983, zit.n. Greiffenhagen 1991).

Darüber hinaus werden zahlreiche Auswirkungen beschrieben, die nicht auf quantitativ meßbaren und überprüfbareren Ergebnissen basieren und daher im streng wissenschaftlichen Sinn nicht bewiesen sind; sie besitzen vielmehr den Status von Vermutungen (Greiffenhagen 1991). An dieser Stelle sind weitere qualitative Untersuchungen notwendig, um Gewißheit über den psychologischen Wert der Mensch-Tier-Beziehung zu bekommen.

Basierend auf der Erkenntnis, daß Tiere gegen Gefühle der Einsamkeit schützen, besagen darüber hinausgehende Thesen, daß der Besitz von Tieren auch Depression und Suizidgefährdung erheblich verringert: Greiffenhagen weist auf die Rede des ungarischen Mediziners Pethes hin, der auf dem internationalen Symposium zur Mensch-Tier-Beziehung in Wien darlegte, daß die Suizidrate bei Blinden in Ungarn sehr hoch sei, aber noch nie ein Blinder, der einen Blindenhund besitze, Selbstmord begangen habe (Greiffenhagen 1991).

Ebenso wie Lebensmut, Lebenslust, aber auch - insbesondere hinsichtlich älterer Menschen - Lebenssinn und das Gefühl, gebraucht zu werden, erfüllen Tiere den Wunsch nach Sinnlichkeit. Anfassen, streicheln, liebkosen, in den Arm oder auf den Schoß nehmen befriedigt das menschliche Bedürfnis nach Berührung und Nähe, welches sonst im Alltag weitgehend unbefriedigt bleibt. Im Rahmen der Berliner Altersstudie äußerten 26 % der Probanden einen Mangel an Zärtlichkeit (Smith, Baltes 1996). Eine der Ursachen, welche die Hintergründe dieses Defizites an emotionaler Unterstützung zu erklären suchen, bezieht sich auf soziale Tabuisierungen. Da im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung die sexuelle Lust zunehmend tabuisiert wurde, waren auch ursprünglich nicht-sexuelle zwischenmenschliche Zärtlichkeiten mit dem Verdacht auf sexuelle Annäherung behaftet und wurden daher untersagt (Greiffenhagen 1991).

Bezüglich des Bedürfnisses nach Zärtlichkeit und Nähe kann angenommen werden, daß Verhaltensunterschiede bei Männern und Frauen sozialisatorisch und nicht biologisch bedingt sind. Dementsprechendes Verhalten wird bei Männern aufgrund der geschlechtsspezifischen Sozialisation stärker tabuisiert als bei Frauen. Greiffenhagen verweist auf psychologische Studien, in denen festgestellt werden konnte, daß der Kontakt mit einem Tier für Männer aus diesem Grund eine größere Bedeutung besitzt als für Frauen. Das Tier bietet insbesondere Männern

die Möglichkeit zu Berührung, Nähe, Zärtlichkeit und auch zweckfreies Spiel (Greiffenhagen 1991; Smith 1983) - wodurch ein alltäglicher therapeutischer Aspekt der Tierhaltung betont wird (vgl. Bustad, Hines 1983).

Abschließend muß hinsichtlich der Wirkung von Tieren auf physische und psychische Dimensionen des Menschen einschränkend bedacht werden, daß diese Erkenntnisse im individuellen Fall relativiert werden müssen. Tierhaltung besitzt nicht die Funktion eines „Allheilmittels,“: „Erwachsene Menschen müssen kein Haustier besitzen, um glücklich zu sein. Eine direkte und unter allen Umständen geltende Korrelation zwischen Gesundheit, Zufriedenheit und einem Haustier gibt es nicht. Was dagegen alle Forschungen übereinstimmend vermuten lassen, ist dies: Es gibt Gruppen, die signifikant vom Umgang mit Tieren profitieren: Kinder, Alte, Benachteiligte, d.h. Kranke, Behinderte, Straffällige und Süchtige,“ (Greiffenhagen 1991, S. 63). Da insbesondere psychisch erkrankte alte Menschen auch physische und soziale Einschränkungen aufweisen und unter diesen leiden, zählen sie zu einer mehrfach betroffenen Gruppe, denen die Interaktion mit Tieren helfen kann.

3.3.2.1 Die Wirkung auf Menschen mit psychischen Störungen

Ausgeglichene Tiere weisen im Umgang mit Menschen einen großen Vorteil auf, der aus therapeutisch-pädagogischer Perspektive insbesondere hinsichtlich psychisch beeinträchtigter Personen als außerordentlich wichtig gilt: Sie senden weder bewußte noch unbewußte Signale der Ablehnung der Person aus. Sogenannte „double bind,“-Botschaften, wie sie im menschlichen Umgang vorkommen können und dann den therapeutischen Prozeß behindern, sind seitens dieser Tiere nicht zu erwarten. Insbesondere tiergestützte therapeutische Sitzungen, aber auch alltägliche Interaktionen profitieren von der Authentizität der Tiere und ihrer sorglosen und freimütigen Art, auf Menschen zuzugehen und deren Beachtung und Kontakt einzufordern. Im Falle der Ablehnung des Kontaktes geht es dann weniger um die verletzende Ablehnung der Person, als vielmehr um ein Bedürfnis des Tieres, beispielsweise Ruhe zu finden und aus diesem Grund die Interaktion zu dem Zeitpunkt abzulehnen. Das subjektiv mögliche Gefühl der persönlichen Ablehnung und Verletzung seitens des Menschen entspringt dann projektiven Verzerrungen, die darauf hin zum Beispiel im Rahmen der Therapie aufgearbeitet werden können.

Die verschiedenen Auswirkungen eines Tieres, von denen insbesondere Menschen mit psychischen Störungen profitieren, können folgendermaßen zusammengefaßt werden: Ein Tier erlaubt und ermuntert zu Körperkontakt, es lenkt von Sorgen und Problemen ab, es teilt sich mit und versteht ohne Worte, es ermuntert zu geistiger Aktivität und regt das Erinnerungsvermögen an, es fördert körperliche Aktivität, es sucht und

schenkt Liebe, es akzeptiert den Menschen so, wie er ist und benimmt sich Kranken gegenüber „normal,, während zwischenmenschliche nonverbale Mitteilungen auch verletzende, ablehnende Signale beinhalten können. Ein Tier setzt dem Patienten Grenzen und zeigt ihm, wenn es falsch behandelt wird, es fördert Verantwortungsbereitschaft, es stärkt das Selbstwertgefühl und unterbricht den Teufelskreis einer erlernten und zunehmend verstärkten Hilflosigkeit des Patienten, es macht eine psychiatrische Station behaglich und wohnlich und verbessert infolgedessen das zwischenmenschliche und therapeutische Klima (Lee 1983, zit.n. Greiffenhagen 1991).

In Anlehnung an Katcher (1983) lassen sich aus dieser Vielzahl an Effekten der Mensch-Tier-Interaktion vier zentrale Aspekte herauskristallisieren, die als die wesentlichen Faktoren zur Unterstützung des menschlichen physischen und insbesondere psychischen Gleichgewichtes gelten:

1. Sicherheit (safety) - sowohl die physische Sicherheit als auch psychische Geborgenheit,
2. Verwandtschaft (kinship) - im Sinne der gegenseitigen Zugehörigkeit,
3. Vertrautheit (intimacy) - mit dem Gefühl der Nähe und Wärme und
4. Beständigkeit (constancy) - insbesondere die Gewißheit der sprichwörtlichen Treue.

Im Folgenden werden diese Begriffe kurz erläutert; sie fließen dann im Rahmen der differenzierten Darstellung der Interaktionsaspekte zwischen Mensch und Tier in Kapitel 5 ein. Ein Tier kann als Familienmitglied oder gar enger Vertrauter empfunden werden, zu dem eine wechselseitige Beziehung aufrechterhalten wird. Für das Tier wird Verantwortung übernommen, es wird versorgt, dient als Adressat für das menschliche Mitteilungsbedürfnis und das Bedürfnis nach Körperkontakt und besitzt eventuell die Rolle als Partner für Aktivitäten wie zum Beispiel Spielen und Spaziergehen. Das Tier „antwortet,, auf seine ihm eigene Weise mit seiner uneingeschränkten Zuneigung, Anerkennung und auch mit Forderungen an den Menschen wie zum Beispiel zur Versorgung oder um Aufmerksamkeit. Dadurch kann eine vertraute Beziehung entstehen, deren Beständigkeit aufgrund der konstanten Zuneigung und Abhängigkeit des Tieres weniger angezweifelt werden muß als vergleichsweise ein zwischenmenschliches Verhältnis. Diese Gefühle der Beständigkeit, Vertrautheit und Zugehörigkeit begünstigen einerseits das Gefühl der psychischen Sicherheit und der Verortung der eigenen Person in dieser sozialen Beziehung, andererseits - insbesondere in der Beziehung zu einem Hund - auch das Gefühl der physischen Sicherheit und des Schutzes.

Aus der Perspektive Berglers (1986, S. 56) sind Tiere daher „zweifellos imstande, im Rahmen therapeutischer Interventionen einen Beitrag zur Resozialisierung eines Menschen zu leisten; sie vermögen vor allem eine

vertraute Brücke zur Alltagsrealität herzustellen, lenken von negativen Irritationen ab und werden letztlich Bestandteil der eigenen Lebenssituation und damit auch der eigenen Persönlichkeit,„

Diese Auswirkungen lassen sich in besonderer Weise zugunsten Patienten nutzen, die unter mehrfachen Belastungen und Einschränkungen physischer sowie psychischer Art stehen, wie zum Beispiel chronisch Kranke.

3.3.2.2 Die psychische Unterstützung chronisch Kranker durch Tiere

Viele Langzeitkranke (z.B. Krebs- und Infarktpatienten, aber auch depressiv und dementiell Erkrankte) empfinden sich aufgrund ihrer physischen und psychischen Einschränkungen und ihrer Abhängigkeit von der Hilfe anderer Personen als Belastung für ihre Umwelt. Viele Kranke reagieren daher mit Rückzug aus ihren sozialen Bindungen und sind von der Gefahr der psychischen und sozialen Reduzierung betroffen (Greiffenhagen 1991).

Die permanente Anwesenheit eines vertrauten Heimtieres bedeutet sowohl für den Kranken als auch für die Pflegenden und andere Personen des sozialen Umfeldes eine Entlastung und Entspannung der Situation. Das Tier repräsentiert Lebendigkeit, Aktivität, Freude und Gesundheit, dadurch bietet es fortwährend Gesprächsstoff, lenkt von Alltagsproblemen ab und regt zum Lachen an. In vielen Fällen wurde die Resozialisierung und psychische Stabilisierung von Patienten, die Kontakt zu einem Heimtier hatten oder denen ein Tier anvertraut wurde, dokumentiert (vgl. Gäng 1992; Greiffenhagen 1991; Katcher, Beck 1983).

Der Neurochirurg Piotrowski ist daher überzeugt von der heilsamen Wirkung des Umgangs mit Tieren und setzt sich für die Zulassung von Tieren in Krankenhäusern und Kurheimen ein (Greiffenhagen 1991). Allerdings muß auch hier wieder relativierend hinzugefügt werden, daß der Einsatz von Tieren „nur, eine sinnvolle Ergänzung zu herkömmlichen Therapieformen ist, die nicht ersetzt werden können (McCulloch 1981, zit.n. Greiffenhagen 1991).

3.3.2.3 Die Wirkung auf demente Personen

Die amerikanischen Forscher Cusack und Smith berichten von einer Fallstudie in der zwei betreute Wohngruppen dementer alter Menschen beobachtet wurden, von denen Gruppe (a) einmal wöchentlich Besuch von Katzen und Hunden und Gruppe (b) von Menschen erhält. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses standen Merkmale wie Lebenszufriedenheit, psychisches Wohlbefinden, Interesse an sozialen Kontakten, Kommunikationsfähigkeit, psychosoziale und geistige Fähigkeiten, Depressionsneigung, Sorgfalt im Blick auf die äußere Erscheinung und Selbstbeurteilung des Gesundheitszustandes. Nach zwei Monaten waren zwischen beiden Gruppen deutliche Unterschiede zu verzeichnen:

Gruppe (a) zeigte Verbesserungen hinsichtlich der ersten sechs oben genannten Merkmale, Gruppe (b) dagegen schien unverändert. Im Abschlußbericht der Studie heißt es:

„Dieses Programm könnte voll und ganz mit ehrenamtlichen Helfern von außerhalb durchgeführt werden oder von Leuten aus niedrigen Lohngruppen innerhalb der Institution selbst. Die Merkmale, die wir untersucht haben, können als Indikatoren für Lebensqualität gelten. Wenn man das anerkennt, hat unsere Studie gezeigt, daß eine simple und preiswerte 'Behandlung' - die jedes Heim praktisch sofort einführen könnte - eine signifikante Verbesserung der psychosozialen Situation bewirken kann: also eine Verbesserung der Lebensqualität von alten Menschen,, (Cusack, Smith 1984, S. 13f., zit.n. Greiffenhagen 1991, S. 123).

Dies entspricht den Forderungen, die an Behandlungs- und Pflegekonzepte für demente Personen gestellt werden: Ein derartiges Konzept soll die Linderung der Beschwerden der Betroffenen verfolgen, ihnen ein noch weitgehend sinnerfülltes Leben ermöglichen und auch die Pflegenden entlasten bzw. eine höhere Arbeitszufriedenheit begünstigen (Wächtler 1990, zit.n. Greiffenhagen 1991; Grond 1993).

Insbesondere hinsichtlich des stationären Aufenthaltes unterstützen Tiere die in der Pflege und Therapie angestrebten Maßnahmen und Ziele. Das Tier kompensiert die häufig fehlende Konstanz menschlicher Bezugspersonen, seine Anwesenheit wirkt streßmindernd, es regt durch seine Schlaf-, Wach- und Fütterungszeiten eine sinnvolle Gliederung des Tages an, und auch die Erinnerungsfähigkeit des Erkrankten wird durch das Tier aktiviert (Greiffenhagen 1991). Tiere vermögen Dementen das Gefühl des Gebrauchtwerdens zu vermitteln, und die Pflege eines Tieres stellt eine sinnvolle Aufgabe dar. Sie lenken von dem gewohnten Alltag ab, erfreuen durch ihre Lebendigkeit und vermitteln den Menschen untereinander Kontaktmöglichkeiten, um gemeinsame Erlebnisse teilen oder von ihrer Lebensgeschichte erzählen zu können (Wächtler 1990, zit.n. Greiffenhagen 1991, S. 125).

Gerade der Erinnerungsfähigkeit kommt im Alter eine hohe Bedeutung zu (vgl. Kemper 1989). Jede Art von Therapie, die in irgendeiner Weise das Erinnerungsvermögen weckt (z.B. Märchen, Lieder, Geräusche, Düfte), gilt dem Bestreben, die Demenz abzuschwächen. Der Umgang mit Tieren ruft häufig Erinnerungen an vergangene, eventuell glücklichere Ereignisse im Leben hervor; sicherlich wird jeder Mensch im Laufe seines Lebens das eine oder andere Erlebnis mit Tieren gehabt haben, an welches er sich - manchmal erst durch einen Auslöser - erinnert. Dieser Effekt ist besonders hinsichtlich dementer Patienten von Vorteil: In den alten Menschen kann das Bedürfnis geweckt werden, von dieser Vergangenheit zu erzählen, wodurch der Prozeß des Absinkens in Vergessen und Hilflosigkeit verzögert, vielleicht sogar aufgehalten werden kann (Greiffenhagen 1991).

Ein Argument, um diese zuversichtliche Perspektive zu stützen, findet sich bei Rossi (1991, S. 100): „Das Erinnern ist immer ein konstruktiver Prozeß, in dessen Verlauf wir bei jeder Erinnerung an ein vergangenes Ereignis eine neue subjektive Erfahrung synthetisieren,“. Positive Erlebnisse mit Tieren können demzufolge helfen, das Bewußtsein der demenziell Erkrankten auf lebenswerte Ereignisse in der Gegenwart zu lenken, um so die subjektive Notwendigkeit eines weiteren Rückzuges in Vergangenheit und Vergeßlichkeit zu vermindern. Insbesondere das auffordernde Verhalten eines Tieres und dessen Zuneigungsbekundungen dem Menschen gegenüber haben für viele demenziell erkrankte Patienten eine besondere Bedeutung: „Viele gesunde Menschen ekeln sich vor solchen Tierzärtlichkeiten. Kranke, besonders verwirrte Patienten, dagegen erleben den naßkalten Kuß so, wie er gemeint ist: als Zeichen von Freundschaft und Liebe,“ (Greiffenhagen 1991, S. 121).

3.3.3 Die Wirkung von Tieren auf das soziale Umfeld

Experimente verschiedener Psychologen haben gezeigt, daß Spaziergänger, die einen Hund bei sich führen, häufiger angelächelt, begrüßt oder angesprochen werden als Personen ohne Hund. Im Falle des Ansprechens wird meist das Wort zunächst an den Hund gerichtet und dann erst an den Menschen (Bergler 1986, Greiffenhagen 1991). Die Vorstellung, mit einer fremden Person ein Gespräch zu beginnen, ohne bekannt gemacht worden zu sein oder ohne einen konkreten Grund dafür zu haben, erscheint fast unmöglich. Daher ist es leichter, zuerst den Hund anzusprechen, wobei der dazugehörige Mensch meist mit adressiert ist bzw. nun mit einbezogen werden kann, so daß sich hieraus zwischen zwei fremden Menschen vielleicht ein Gespräch entwickelt. Dieses Phänomen des Tieres als „soziales Gleitmittel,“ („social lubricant,“; Mugford, M'Comsky) bzw. „sozialer Katalysator,“ („bonding catalyst,“; Corson, O'Leary Corson) findet gerade in geriatrischen und psychiatrischen Zusammenhängen eine immer größere Bedeutung. Jedoch weist Messent (1983) darauf hin, daß nicht nur die Anwesenheit eines Tieres, sondern auch die Umgebung, in welcher der Kontakt forciert werden soll, eine einflußreiche Variable in einigen Experimenten darstellte: in einer Park-landschaft verzeichneten die Hundeführer zahlreichere Kontakte als in Straßen.

Bei Tierhaltern sind jedoch nicht nur die Kontaktmöglichkeiten größer, sie selbst gelten auch generell als kontaktfreudiger (Lockwood 1983). Das Fremdbild von Menschen mit Heimtier ist insgesamt positiver als das der Menschen ohne Tier: Tierhalter gelten als lockerer, freundlicher, glücklicher und unerschrockener (Bergler 1986; Greiffenhagen 1991). Allerdings ist diese positive Einschätzung der Tierhalter abhängig von der bestehenden, grundsätzlichen Meinung des Urteilenden hinsichtlich der Tiere; Menschen, die Tiere ablehnen bzw. konkrete Vorurteile oder

Ängste hegen, werden sich in ihrer Einschätzung des Tierhalters nur schwer durch ein Tier positiv beeinflussen lassen (Lockwood 1983).

Selbst Partnerbeziehungen profitieren von der sowohl anregenden als auch beruhigenden Gestaltung ihres Umfeldes durch Heimtierhaltung. In älteren, etwas ermüdeten Ehen liefern die zur Familie gehörenden Tiere stets neuen Gesprächsstoff und lenken von alltäglichen Problemen ab. Im Ehestreit gilt das Tier sogar häufig als Vermittler, so daß das Schweigen nach einem Streit weniger belastend erfahren und auch rascher beendet wird (Greiffenhagen 1991).

In den vorhergehenden Kapiteln wurden die allgemeinen Auswirkungen der Heimtierhaltung auf die physischen, psychischen und sozialen Dimensionen des Menschen beschrieben. Dort wurde schon angedeutet, daß diese positiven Effekte nicht zu verallgemeinern sind, da seitens des Menschen die Bereitschaft bestehen muß, das Tier als empfindsames Lebewesen anzuerkennen und eine wenigstens in Ansätzen wechselseitige Beziehung zuzulassen (vgl. Kap. 5). Dabei ist von großer Bedeutung, inwiefern die mit der Tierhaltung in Zusammenhang gebrachten Vorteile und Nachteile empfunden und bewertet werden. Dies wird im folgenden Kapitel erläutert.

3.4 Die Kosten- und Nutzenfaktoren der Hundehaltung

Hunde können einen besonderen Beitrag zum subjektiven Wohlbefinden und zur Lebensqualität eines Menschen leisten. Durch das Abwägen der individuellen psychologischen Kosten- und Nutzenfaktoren der Hundehaltung kann diese „psychologische Bilanz„ ermittelt werden. Eine isolierte und verallgemeinernde Betrachtung der Kosten- und Nutzenfaktoren ist für die Bewertung der Hundehaltung völlig unzureichend, entscheidend ist die psychologische Gesamtbilanz, also das Verhältnis zwischen den Kosten und dem Nutzen aus der Perspektive des Hundehalters (Bergler 1986).

Die Heimtierhaltung kann demnach ein Teilbereich des menschlichen Lebenszusammenhanges sein, der zur individuellen Lebenszufriedenheit des Einzelnen beiträgt. Aus der subjektiven Gewichtung der direkten und indirekten sowie der bewußten und unbewußten Einflußfaktoren ergibt sich dementsprechend die individuelle Motivation, sich für oder gegen ein Tier bzw. einen Hund zu entscheiden.

Im Rahmen einer empirischen Untersuchung verdichtete Bergler (1986, S. 110 ff.) die Nutzenaspekte der Hundehaltung zu folgenden Aussagen:

Der Mensch empfindet den Hund als

1. soziale Anregung, d.h. ein Hund fordert und beschäftigt einen Menschen, er verhindert Gefühle der Einsamkeit und vermittelt Freude;

er ist „ein Lebewesen, zu dem man eine konstante positive gefühlsmäßige Beziehung aufbauen kann,“ (ebd., S. 110),

2. Partner, Vorbild und Befriedigung emotionaler Bedürfnisse, d.h. ein Hund befriedigt die für den Menschen existentiellen Bedürfnisse nach Verstehen, Treue, Beistand in schweren Situationen, Dankbarkeit und Sympathie und lebt sie ihm vor, und er vermittelt das Gefühl der Wärme, Geborgenheit und somit der psychologischen Sicherheit, so daß eine Stärkung des Selbstwertgefühles geschieht,
3. Freizeitaspekt, d.h. ein Hund beeinflusst die Lebensgestaltung (insbesondere der Freizeit) und wird Bestandteil des Lebensstils, er ist Anlaß für Anregung, Entspannung, Ablenkung von Alltagsorgen und vermittelt Lebensfreude,
4. Prophylaxe, d.h. ein Hund veranlaßt einen Menschen zu Bewegung und trägt somit zur Gesundheitsvorsorge durch Freizeitaktivität bei,
5. Erziehungs- und Therapie-Partner, d.h. ein Hund übt erzieherischen Einfluß auf den Lebensrhythmus der Besitzer aus,
6. Aufgabe und Verpflichtung, d.h. ein Hund ist ein Lebewesen, für das man Sorge, Verantwortung und Verpflichtung übernimmt; das Gefühl, gebraucht zu werden, beugt gerade bei älteren Menschen Gefühlen der Resignation und Depression vor,
7. Beschützer, d.h. ein Hund gibt das Gefühl der physischen Sicherheit, welche wiederum die Voraussetzung des Gefühles der psychischen Sicherheit und damit der Geborgenheit ist,
8. Wesen ohne Launen, d.h. ein Hund schenkt konstante emotionale Zuwendung,
9. Vermittler von Erfolg, d.h. ein Hund erscheint in der Rolle eines gelehrigen Schülers, dessen Leistungsfortschritt den eigenen zu spiegeln scheint,
10. Vermittler sozialer Kontakte, d.h. ein Hund erleichtert die Herstellung von Kontakt zu anderen Menschen,
11. Prestigeerwerb, d.h. die sozial anerkannte Attraktion bestimmter Hunde erhöht die eigene soziale Wertigkeit.

Zusammenfassend kann gesagt werden:

„Diese positiven Wirkungen eines Hundes liegen (...) darin, daß weniger Streß erlebt, allgemeine Zufriedenheit gesteigert, die innere Ausgeglichenheit erhöht, die Geselligkeit gefördert, das Selbstvertrauen gestärkt wird und man das Gefühl gewinnt, eine Aufgabe zu haben, und damit die Grundlage für persönliche Erfolgserlebnisse geschaffen wird. Außerdem kann ein Hund die Aufgeschlossenheit gegenüber der Umwelt fördern, Naturerleben unterstützen, gesund und fit halten, ein Kamerad und Freund sein, helfen, Freundschaft mit anderen Menschen zu schließen, physische und psychische Geborgenheit geben und das

persönliche Prestige, also die eigene soziale Attraktivität fördern,, (Bergler 1986, S. 116).

Demgegenüber stehen folgende Kostenfaktoren der Hundehaltung (a.a.O., S. 117 ff.):

Der Hund gilt als

1. finanzieller Kostenfaktor; dies ist ein rationaler Grund, der sich nur bei existentiell bedrohlichen finanziellen Engpässen ausschlaggebend gegen einen Hund auswirkt, denn „letztlich gibt man nämlich das, was man für einen Hund ausgibt, gerne aus,, (a.a.O., S. 117),
2. Platzproblem in der Wohnung; die Größe, Lebensgewohnheiten und -notwendigkeiten des Hundes können Konfliktquellen in sich bergen, die infolgedessen die Lebensqualität beeinträchtigen,
3. Zeitfaktor; der Zeitaufwand für die regelmäßige Pflege und Versorgung des Hundes kann als lästig empfunden werden,
4. hygienisches Problem; diese Überlegung betrifft die Sauberkeit in der Wohnung als Einflußfaktor auf das Wohlbefinden und die Sauberkeit in der Öffentlichkeit als Konfliktfaktor; die Gefahr der Übertragung von Krankheiten ist in zahlreichen Studien widerlegt worden,
5. Konfliktfaktor; ein Hund kann zwischenmenschliche Ängste, Befürchtungen und Konflikte mit dem Partner, den Kindern, Nachbarn, Vermietern oder anderen Personen auslösen,
6. Einschränkung der persönlichen Bewegungsfreiheit; der eigene Bewegungsspielraum kann soweit eingegrenzt werden, daß dies als massive Beeinträchtigung der Lebensqualität empfunden wird,
7. Abhängiger; die Abhängigkeit des Hundes kann hinsichtlich des Krankheits- oder Todesfalles als psychische Belastung erlebt werden, dies betrifft insbesondere ältere Menschen.

Diese möglichen Kostenfaktoren der Hundehaltung sind als relative Größen zu bewerten, da im Falle der Entscheidung für einen Hund eine positive Verarbeitung dieser Nachteile ohne Schwierigkeiten möglich ist (Bergler 1986).

Durch die bewußte und unbewußte Gewichtung der Kosten- und Nutzenfaktoren erlangt das Tier für den Menschen einen subjektiven Wert, welcher sich auswirkt auf das Empfinden an individuellem Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit.

3.4.1 Der Einfluß eines Hundes auf das subjektive Wohlbefinden und die Lebensqualität

Um die Höhe der subjektiv empfundenen Lebensqualität erfassen zu können, wird anhand verschiedener Kriterien der Grad der allgemeinen Lebenszufriedenheit untersucht. Der Aspekt des Wohlbefindens gilt dabei als Indikator des individuellen Gefühles der Lebenszufriedenheit.

Nach eingehender Sichtung psychologischer Literatur definiert Bergler 'Wohlbefinden' als eine „Gefühlslage körperlicher und geistiger Entspanntheit und Ausgeglichenheit,, (Bergler 1986, S. 124), die abhängt von der Befriedigung der persönlichen Bedürfnisstrukturen, des persönlichen Anspruchsniveaus und des erstrebenswerten Selbstkonzeptes durch die Verarbeitung dementsprechender Angebote der Umwelt. Dabei ist die subjektive Wahrnehmung und Bewertung des individuellen Lebensraumes entscheidend.

Hinsichtlich ihres Bedeutungsumfeldes sind der Begriff des 'Wohlbefindens' und der 'Lebensqualität' eng miteinander verbunden, beide deuten auf Zufriedensein, Glücklichein und Entspanntheit in konkreten Lebensbereichen wie z.B. zwischenmenschliche Beziehungen, Gesundheit, Lebensverhältnisse und Aktivitäten hin, sie beschreiben „einen Zustand der Erfüllung menschlicher Bedürfnisse, Werte, Wünsche, Ziele und Vorstellungen,, (a.a.O., S. 127).

Beide Termini unterscheiden sich jedoch bezüglich ihres Abstraktionsgrades; während 'Lebensqualität' relativ abstrakte, häufig ideologisierte Ziele und Wünsche kennzeichnet und sich tendenziell auf den Lebensstandard bezieht, weist 'Wohlbefinden' auf konkretere, situative, in nächster Zukunft realisierbare Taten oder Erlebnisse hin, wie zum Beispiel Musik hören, Verliebtsein oder ein Spaziergang in Begleitung seines Hundes (a.a.O.).

Bei der Beantwortung der Frage nach dem Wert der Heimtier- bzw. Hundehaltung wird deutlich, daß zum Beispiel Hundehalter das persönliche Wohlbefinden und die eigene Lebensqualität in Abhängigkeit von der Existenz ihres Hundes erleben. Dabei kommt es nicht darauf an, was ein Hund rational darstellt, sondern was er konkret für diesen Menschen bedeutet. Je unwahrscheinlicher für einen Menschen die Haltung eines Heimtieres ist, desto unwahrscheinlicher ist für ihn der Zusammenhang zwischen der Existenz eines Hundes und der Erhaltung oder Steigerung seines eigenen Wohlbefindens und seiner Lebensqualität. Aus diesem Grund fehlt dann ein entscheidender Aspekt der Motivation zur Anschaffung eines Hundes, da die positive Auswirkung der Tierhaltung auf das eigene Wohlbefinden noch nicht erlebt wurde bzw. nicht vorstellbar ist. In der Vorstellungswelt dieser Menschen überwiegen eher rationale Gründe, die für die Entscheidung über die Anschaffung eines Hundes miteinander verglichen werden, ohne auf die Gewichtung der emotionalen Aspekte einzugehen (a.a.O.).

Berglers (1986) Untersuchung hat gezeigt, daß ein Hund zweifellos die Entwicklung des Wohlbefindens, der Zufriedenheit und auch Selbstzufriedenheit, der Selbstbewertung und Selbstsicherheit eines Menschen wesentlich beeinflusst. Auf der Basis dieser psychologischen Auswirkungen wird der pädagogische und therapeutische Einsatz von Tieren, insbesondere von Hunden, verständlich.

Damit sich dieser wertvolle Einfluß eines Tieres in therapeutischen Situationen entfalten kann, muß vorausgesetzt werden, daß der betreffende Mensch das Tier als eigenständiges Wesen ernst nimmt und eine Beziehung zu ihm einzugehen bereit ist (ebd.). Aus diesem Grund ist der Einsatz von Tieren kein universales Allheilmittel zur Behebung persönlicher Probleme.

Da Tiere nicht gleichsam mechanisch das Wohlbefinden eines Menschen beeinflussen können, ist der Aufbau einer ehrlichen Beziehung zu dem Tier die Grundvoraussetzung für das Erleben der wohltuenden Nähe und Wärme, ohne die auch der therapeutische Effekt an Wirkung verliert (vgl. Olbrich 1996) (vgl. Kap. 5).

Die Voraussetzung dieser besonderen Art der Beziehungsfähigkeit des Menschen ist von subjektiven Faktoren abhängig, die gleichzeitig eine grundlegende Grenze der tiergestützten Therapie aufzeigen:

Wer schon als Kind mit Tieren aufwuchs und zu diesen eine intensive Beziehung aufbauen konnte, zeigt auch als Erwachsener eine erhöhte Bereitschaft, Tiere als Gefährten anzuerkennen. Nicht nur die Quantität, sondern gerade auch die Qualität früherer Kontakte zu Tieren bestimmt somit das Ausmaß der heilsamen Wirkung der Tiere insbesondere bei älteren Menschen. „Wer als Kind niemals Kontakt zu einem Tier fand, dem bleibt es in der Regel das ganze Leben lang fremd,“ (Greiffenhagen 1991, S. 63; vgl. Bergler 1986). Und: „Tiere helfen meist nur, wenn man sie mag, und mehr: wenn man sie schon immer mochte,“ (Greiffenhagen 1991, S. 106).

3.5 Gründe für Tierhaltung im Alter

Die in den vorhergehenden Kapiteln genannten positiven Auswirkungen der Tier- bzw. Hundehaltung lassen sich insbesondere auf die Lebensphase des Alters übertragen, weil gerade hier kumulative Einschränkungen hinsichtlich gesundheitlicher und sozialer Lebenslagen bestehen. Da das Ausmaß des Gefühles an Lebenszufriedenheit eng mit dem Empfinden und Bewerten dieser Lebensumstände zusammenhängt, haben die Auswirkungen der Interaktion mit Tieren einen bedeutenden Einfluß auf das gesundheitliche Empfinden und die subjektive Lebenszufriedenheit alter Menschen.

Die in diesem Zusammenhang zu berücksichtigende Gesundheit bedeutet mehr als das Fehlen von Krankheit; sie umfaßt somatische, psychosomatische, psychische und soziale Komponenten. Dazu gehört die Erfüllung menschlicher Bedürfnisse wie die Interaktion mit innerer und äußerer Umwelt, also der dinglichen, mitmenschlichen und mitgeschöpflichen Umgebung, als auch ein weiterhin bestehendes Potential zur Weiterentwicklung und Veränderung (Engel 1976, zit.n. Olbrich 1996).

Die Erfüllung der Ansprüche an die Lebensqualität hängen insbesondere mit den Bedürfnissen zu haben, zu lieben und zu sein zusammen. Gerade hinsichtlich der Tierhaltung im Alter steht die Erfüllung der Bedürfnisse zu lieben bzw. Beziehung zu leben und zu sein im Vordergrund (Olbrich 1996). Tiere, insbesondere Hunde und Katzen bieten dem alten Menschen in diesem Sinne die Möglichkeit, mit einem sozialen Wesen in konstantem Kontakt und gegenseitigem Austausch zu stehen. Für den Menschen entsteht dadurch die Chance, sich selbst nicht nur umfassender, sondern auch tiefer kennen und verstehen zu lernen, um auf diese Weise einen offenen Umgang mit natürlichen Lebensprozessen wie zum Beispiel Altern, Krankheit und Sterben zu erfahren (ebd.).

Greiffenhagen (1991) unterscheidet fünf konkrete Gründe, warum die Tierhaltung insbesondere im Alter an Bedeutung gewinnt. Neben der Anregung der Erinnerung (vgl. Kap. 2.3.2.3), stillt ein Tier das weitgehend tabuisierte Bedürfnis nach Zärtlichkeit, Sinnlichkeit und Nähe. Noch herrscht die Erwartungshaltung vor, daß mit zunehmendem Alter diese Bedürfnisse nachlassen oder unangemessen sind. Insbesondere in institutionellen Zusammenhängen werden sie dem alten Menschen fast vollständig abgesprochen oder gegebenenfalls untersagt. Da der Umgang mit Tieren nicht behaftet ist von diesem entsagenden Erwartungsdruck, kompensiert das Tier einen Teil der fehlenden menschlichen Nähe und Zuwendung. Als dritter Aspekt wird der Schutz vor Langeweile genannt. Durch ein Tier wird der Tagesablauf in sinnvolle Einheiten wie Schlaf- und Wachzeiten sowie Essenszeiten gegliedert. Zudem werden durch die Versorgung des Tieres regelmäßige Aktivitäten wie Füttern, Striegeln, Spielen und Spaziergehen angeregt. Die Kontinuität der verschiedenen Aufgaben und die Abwechslung innerhalb des Tagesablaufes schützen daher nicht nur vor Langeweile, sondern ebenso vor der damit verbundenen Empfindung des Zeitverlustes. Mit diesen Aufgaben ist zudem das Gefühl des Gebrauchtwerdens verbunden, welches den notwendigen alltäglichen Verrichtungen und auch dem Leben selbst einen Sinn verleiht (vgl. de Smet 1992). Viertens trägt ein Tier zur Akzeptanz des Nachlassens der körperlichen Leistungsfähigkeit bei. Im Gegensatz zu - insbesondere jüngeren - Menschen reagiert ein Tier nicht auf das Nachlassen der Leistungsfähigkeit und Attraktivität eines alten Menschen. Dieser kann den Alltag ungestört und daher ungehemmt in seiner Weise und in seinem Tempo bewältigen, ohne Vorwürfe oder Zurechtweisungen erwarten zu müssen. Das Bewußtsein, die alltäglichen Aufgaben selbstständig meistern zu können und in den Augen des Tieres trotz aller Einschränkungen nicht gebrechlich oder unattraktiv zu wirken, stärkt das Selbstwertgefühl und unterstützt die Akzeptanz der eigenen Situation. Letztlich kann durch die Förderung der physischen Gesundheit und des psychischen Wohlbefindens eine Verzögerung oder Erleichterung des Umzuges in ein Alten- und Pflegeheim erreicht werden. Ein Tier kann dazu beitragen, die Selbständigkeit eines Menschen zu erhalten und den Umzug in ein Heim hinauszuschieben. Aus verschiedenen Unter-

suchungen geht hervor, daß nur ca. ein Drittel der Heimeintritte aus körperlichen Gründen wirklich notwendig war, jedoch ca. zwei Drittel aus psychischen und psychiatrischen Gründen eingewiesen werden mußten (Schaefer 1992). Wenn eine möglichst lange Selbständigkeit erhalten werden konnte, ein Umzug in ein Pflegeheim aber schließlich doch notwendig wird, weil z.B. die mobilen Sozialdienste auch nicht mehr genügen, kann das vertraute Tier den Umzug und die Eingewöhnung in die neue Umgebung erleichtern.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß durch die Heimtierhaltung im Alter resignativen oder passiven Tendenzen insbesondere im psychologischen und sozialen Bereich vorgebeugt wird. Bergler sieht Heimtiere als „Prophylaxe für soziale Deprivation, Resignation, Depression und das Erleben von passivem Ausgeliefertsein und Hilflosigkeit,“ (Bergler 1995a, S. 5). Ältere Menschen mit Tieren leben zufriedener, sie verspüren mehr Lebensfreude, schätzen ihr subjektives gesundheitliches Potential höher ein, besitzen ein subjektiv genügendes Maß an sozialen Kontakten und sind mit der Qualität der familiären und freundschaftlichen Beziehungen zufriedener als alte Menschen ohne Heimtier. Diese Personen erleben sich selbst auch sympathischer, temperamentvoller, zärtlicher und weniger einsam als Gleichaltrige unter ähnlichen Lebensbedingungen ohne Heimtier (ebd.; vgl. Bergler 1986)

Die zahlreichen Einflüsse von Tieren faßt Bergler (1995a, S. 4) in Anlehnung an das Defizitmodell des Alternsprozesses zusammen. Die Beziehung zu Tieren leistet demnach einen Beitrag zur positiven Bewältigung verschiedener Risikofaktoren aufgrund psychischer und sozialer Defizite.

Tabelle 2: Auswirkungen von psychosozialen Defiziten

Das Defizit an begünstigt folgenden psychischen oder sozialen Risikofaktor
1 sozialer Anregung:	Vereinsamung
2 sozialer Akzeptanz:	Vorurteile über das Alter
3 gefühlsmäßiger Zuwendung:	Gefühlsverarmung
4 sozialer Unterstützung:	Kritische Lebensereignisse
5 Verantwortlichkeit:	Unterforderung
6 Erfolgserlebnissen:	Minderwertigkeit
7 Schutz, Geborgenheit, Sicherheit:	Angst
8 Ablenkung von den alltäglichen Ärgernissen und Unpäßlichkeiten:	Alltagsstreß
9 Abwechslung, Alltagsfreuden, Spielen:	Langeweile
10 Körperkontakt:	Desensibilisierung

Zit. nach Bergler (1995a, S. 4)

Obwohl insbesondere alte und einsame Menschen von der Heimtierhaltung profitieren, besitzen sie weniger häufig ein Haustier als jüngere Menschen (Messent, Horsefield 1983, zit.n. Greiffenhagen 1991). Dies belegen folgende Daten des soziodemographischen Profiles der

deutschen Haushalte mit Heimtieren: Tabelle 3 zeigt, daß nur 16 % der über 65jährigen Personen ein Haustier halten, während Tabelle 4 verdeutlicht, daß in den durch Vereinsamung stärker bedrohten Einpersonenhaushalten seltener Tiere leben als in Mehrpersonenhaushalten.

Alter	
bis 34 Jahre	24 %
35 - 49 Jahre	31 %
50 - 64 Jahre	29 %
über 65 Jahre	16 %

Haushaltsgröße	
1-Personenhaushalte	25 %
2-Personenhaushalte	31 %
3-Personenhaushalte u. mehr	44 %

Quellen: Industrieverband Heimtierbedarf (IVH) e.V., 1996

Diesem Phänomen liegen verschiedene Ursachen zugrunde:

Die Wohnbedingungen älterer Menschen liegen qualitativ häufig niedriger als die der jüngeren Menschen, z.B. durch beengte Wohnverhältnisse; es bestehen häufig Mietverträge, in denen die Tierhaltung verboten ist; die Auseinandersetzung mit dem eigenen Alternsprozeß bzw. die Erfahrung des Nachlassens der physischen und kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten verursachen eine Unsicherheit, wer das Tier im Falle der eigenen Erkrankung oder des Todes weiterhin versorgen soll (Greiffenhagen 1991). Aus diesem Anlaß bestehen verschiedene Organisationen, die nicht nur Hilfe bei der Versorgung eines Tieres durch ehrenamtliche Mitarbeiter anbieten und sich um die Unterbringung eines Tieres in einen anderen Haushalt im Todesfall des Besitzers kümmern, sondern auch bei der Auswahl eines geeigneten Tieres für einen alten Menschen beraten (vgl. Kap. 2.2).

Eine weitere mögliche Erklärung für die seltenere Tierhaltung in der jetzigen Generation der über 65jährigen könnte darin bestehen, daß aufgrund der Einstellungen zu und Erfahrungen mit Tieren als Nutztiere deren Aspekt der Gefährtschaft bisher weniger bedeutungsvoll erlebt wurde. Daher könnte das Bedürfnis, mit einem Tier als Gefährten zusammenzuleben, weniger ausgeprägt sein als bei Menschen, welche die Nähe dieser Lebewesen kennen und schätzen gelernt haben.

Aus einer standardisierten Befragung älterer Menschen zieht Bergler (1986) den Schluß, daß es mit zunehmendem Alter immer schwieriger wird, eine positive Beziehung zu einem Hund aufzubauen, sofern die Hundehaltung nicht einem schon lange gehegten Wunsch entspricht, da Vereinfachungen und negative Stereotypisierungen die Einstellung im Laufe der Jahre geprägt haben. Die individuelle Biographie und die daraus begründete psychologische Bilanzierung der Tierhaltung ist ausschlaggebend für das Gelingen einer Mensch-Tier-Beziehung. Allerdings stellt sich zur Vorgehensweise der Untersuchung die Frage, ob durch die Auswertung offener Interviews - diese wurden nur für eine Leitstudie zur Erstellung der Fragebögen angewendet - vielleicht konkretere Hinweise auf individuell verschiedene Ursachen und Motive der Einstellung gegenüber der Tierhaltung im Alter entschlüsselt werden könnten. Zudem bezog

sich die Fragestellung nur auf die Anschaffung eines Hundes, Unterschiede zur Einstellung gegenüber anderen Tierarten und die eventuell daraus resultierenden Einflüsse auf die Bewertung der Hundehaltung konnten somit nicht berücksichtigt werden.

Wenn nach der eingehenden Reflexion der individuellen Kosten-Nutzen-Faktoren das Bedürfnis besteht, auch im Alter ein Heimtier zu halten, so sollte diesem Wunsch entsprochen werden. Für Bergler (1995a) ist die Verweigerung eines erwünschten Heimtieres gleichzusetzen mit der Verweigerung eines natürlichen Lebens; statt der Kompensation von alltäglichen Frustrationen verbleibt ein konstantes Erleben von Alltagsstressoren, dessen psychosomatische Langzeitwirkungen die Lebensqualität insbesondere im Alter beeinträchtigen.

Da jedoch die Heimtierhaltung im Alter nicht nur aus oben genannten Gründen erschwert ist, sondern auch durch Fehleinschätzung der Auswirkungen insbesondere seitens eines institutionellen Umfeldes, soll kurz umrissen werden, inwiefern sich Tierhaltung positiv auf einzelne Personen und das Klima eines Alten- und Pflegeheimes auswirken kann.

3.5.1 Tierhaltung im Alten- und Pflegeheim

Eine auffällige Wirkung der Tierhaltung im Heim bezieht sich auf die Verbesserung der gesamten Atmosphäre der Station bzw. des Hauses.

Tiere lockern die Atmosphäre auf, sie bringen Leben, Wachheit und Heiterkeit in den gleichförmigen Alltag. Demgegenüber sind Hygiene- oder Lärmprobleme fast bedeutungslos (Greiffenhagen 1991).

Darüber hinaus kann die Anwesenheit von Tieren Einfluß auf das Besuchsverhalten der Angehörigen zeigen. Die Besuche werden weniger als langweilige Pflicht angesehen, denn die Tiere bieten immer Anlaß zu Gesprächen oder zu gemeinsamen Beobachtungen und Erlebnissen. Insbesondere für Kinder kann der Besuchsnachmittag abwechslungsreich gestaltet werden, so daß diese gern dort hinkommen. Ein Alten- und Pflegeheim kann auf diese Weise annähernd den Charakter eines Ausflugszieles gewinnen, an dem die verschiedenen Generationen gemeinsame Zeit verbringen und auch gemeinsame Erfahrungen sammeln können.

Einen weiteren wichtigen Einfluß haben Tiere auf die einzelnen Bewohner der Station bzw. des Heimes.

Das Forscherpaar Salmon erforschte den Einfluß von Heimtieren auf das Interaktionsverhalten in einer geriatrischen Klinik. Die Patienten zeigten eine Verbesserung der Kontakte sowohl zu den Mitpatienten als auch zu dem Pflegepersonal; es fiel auf, daß häufiger gelächelt und gelacht wurde. Die Analyse der Interviewdaten und Beobachtungsbögen ließ bei einer signifikanten Anzahl von Patienten darauf schließen, daß sie hinsichtlich des emotionalen Wohlbefindens und der körperlichen Aktivität Verbesserungen aufzeigten, welche als gestärkter Lebenswille und

gesteigerte Lebensfreude interpretiert werden konnte (Greiffenhagen 1991; de Smet 1992).

Das Forscherpaar Corson sammelte in einem Altenheim ähnliche Erfahrungen; selbst Menschen, die für soziale Kontakte kaum noch zugänglich waren, lebten durch die Anwesenheit von Hunden wieder auf und nahmen an ihrer unmittelbaren Umwelt teil (Greiffenhagen 1991; Katcher, Beck 1983).

Durch die verstärkte Anteilnahme an der sozialen Umwelt, die Beschäftigung mit den Tieren und die Einbindung in die sozialen Kontakte verringert sich der 'Konsum' von Pflegeleistungen, so daß für das Personal eine deutliche Entlastung spürbar wird (Bergler 1995a).

Die Tierhaltung im Heim enthält also ebenso für das Pflegepersonal positive Aspekte. Über das Moment der physischen Entlastung hinausgehend profitieren die Mitarbeiter von der damit korrelierenden psychischen Entlastung. Ebenso wie bei den Patienten können die Tiere bei dem Personal auf die emotionale Befindlichkeit einwirken, wodurch das Arbeitsklima, zusätzlich zur aufgelockerten Atmosphäre der Station oder des Hauses, förderlich beeinflusst werden kann.

Ein grundlegendes Kriterium für die Akzeptanz der Tiere auch durch skeptische Mitarbeiter ist eine gründliche Vorbereitungsphase auf die anstehenden Veränderungen, eine sorgfältige Planung und die Motivierung aller Mitarbeiter zur Kooperation. Zur Konzeptentwicklung der Tierhaltung im Heim sind schon einige Beiträge erschienen, welche hauptsächlich organisatorische Fragen erörtern, auf die im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht weiter eingegangen werden soll (vgl. Gäng 1992, Greiffenhagen 1991, Niepel 1996).

3.6 Zusammenfassung

Im Rahmen dieser Arbeit interessiert insbesondere die psychische Wirkung bzw. emotionale Unterstützung durch Tiere, welche hinsichtlich konkreter therapeutischer Situationen als auch alltäglicher Zusammenhänge genutzt werden kann.

Tiere können dazu beitragen, daß beim älteren Menschen Aktivität und Unternehmungslust gefördert, Aufgeschlossenheit gegenüber anderen Menschen und anderen Interessen angeregt wird bzw. erhalten bleibt. Die Spontaneität des Tieres fordert zu Aktivität und Auseinandersetzung mit diesem und mit sich selbst auf (z.B. die Aufforderung zum Spiel), oder es lenkt durch seine eigene Aktivität den Menschen von dessen alltäglichen Sorgen ab (Gäng 1992).

Das Gefühl, gebraucht zu werden und Verantwortung zu übernehmen bzw. für jemanden sorgen zu können, wird im Alter zunehmend wichtig (Gäng 1992; Schaefer 1992), da dies Aufgaben und Anforderungen sind,

die mit dem fortschreitendem Verlust an sozialer Einbindung und sozialen Kontakten verloren gehen bzw. aufgegeben werden müssen.

De Smet (1992) vermutet in der Befriedigung dieser Gefühle die Gründe für eine erfolgreiche seelische Stabilisierung alter Menschen, da die auf das Tier bezogenen Aufgaben dem Leben Sinn verleihen. Es wird daher vermutet, daß die nachgewiesene geringere Selbstmordgefährdung von älteren Tierbesitzern auf die Erhaltung des Lebenssinnes und der Lebenszufriedenheit und auf das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Wohl des Tieres zurückgeführt werden kann.

Ein Tier fördert darüber hinaus die Kommunikation und den Gedankenaustausch mit anderen Menschen. Dabei reicht das Spektrum der Gesprächsinhalte von Themen, die das aktuelle, konkrete Verhalten des Tieres betreffen bis zu Themen, die sich erst hieraus entwickeln, persönlicherer Natur sind und mit dem ursprünglichen Anlaß nichts mehr gemein haben (Schaefer 1992). Das Tier leitet als sozialer Katalysator den persönlichen Kontakt und Erfahrungsaustausch zwischen zwei Menschen erst ein.

Allerdings können die Beziehungen zu anderen Menschen auf der quantitativen Ebene (in der Anzahl zu geringe Kontakte) oder auf der qualitativen Ebene (oberflächliche, unbefriedigende oder belastende Beziehungen) Einschränkungen aufweisen. Die Vertrautheit eines Tieres füllt emotionale Lücken durch mangelnde bzw. mangelhafte Sozialkontakte.

Ein Tier kann zum Beispiel in Ermangelung eines menschlichen Gesprächspartners ebenso als Kompensation für diesen gelten. „Im Grunde ist es ein Sprechen mit sich selber - hier eben mit einem lebendigen Gegenüber - und dies ist ein wichtiger Moment für die Klärung der eigenen Gefühle und Gedanken,“ (de Smet 1992, S. 19). Das Tier wird somit zum Spiegel der eigenen Befindlichkeit und regt zur verbalen Auseinandersetzung mit sich und seiner Situation an.

Tiere vermitteln dem Menschen Nähe und Konstanz sowie Trost in einsamen Stunden oder schweren Situationen, wie zum Beispiel beim Umzug ins Heim (Gäng 1992), und sie spenden Lebenskraft und -mut insbesondere beim Verlust des Lebenspartners (de Smet 1992). In diesen Situationen kann sich ein Mensch seinen Gefühlen entsprechend verhalten, ohne einem äußeren Erwartungsdruck genügen bzw. ohne Zurechtweisungen oder Verletzungen erwarten zu müssen. Das Tier lehnt nicht ab, es vermittelt grundlegende Akzeptanz und spendet durch seine Wärme und Nähe Trost oder heitert durch sein Spiel auf. Durch seine Anwesenheit trägt es zur Motivation und Zukunftsgerichtetheit des alten Menschen bei.

4 Tiergestützte Therapie aus der Perspektive des Person-Umwelt-Konzeptes

Im folgenden Kapitel steht die theoretische Einordnung des Themas im Mittelpunkt der Auseinandersetzung: die Interaktion zwischen Tieren und Menschen wird aus der Perspektive des Person-Umwelt-Konzeptes nach Lawton betrachtet.

Wie in Kapitel 2 beschrieben wurde, können Tierhaltung und tiergestützte Interventionen sowohl gezielt auf Empfindungen und Fähigkeiten der Person als auch auf Aspekte der jeweiligen Umwelt einwirken. In Anlehnung an die Grundlagen der Umweltpsychologie (vgl. Fietkau 1992) steht menschliches Erleben und Verhalten immer in Wechselwirkung mit vielfältigen Umweltvariablen, daher können pädagogisch-therapeutische Interventionen sowohl Aspekte der Person als auch der Umwelt beeinflussen, um eine Veränderung des Erlebens und Verhaltens des Betroffenen zu bewirken. Entsprechend der individuell im Vordergrund stehenden Person- oder Umweltaspekte kann die Unterstützung durch Tiere eine sinnvolle und wirksame Ergänzung im Rahmen der jeweiligen therapeutischen Zielsetzungen darstellen. Dabei wird der Aspekt der Therapie im Rahmen dieser Arbeit so weit als möglich gefaßt: tiergestützte Maßnahmen werden nicht vor dem Hintergrund spezifischer theoretischer Therapieansätze diskutiert, sondern zunächst hinsichtlich ihrer Zieldimensionen thematisiert. Dazu zählen Interventionen zur Erhaltung oder Verbesserung der Physis, der Psyche und der sozialen Einbindung bzw. Umweltteilhabe eines Menschen.

Pädagogisch-therapeutische Interventionen lassen sich aus dieser Perspektive zunächst als Maßnahmen zur individuellen Kompetenzerhaltung und -förderung interpretieren. Ein ganzheitliches Konzept der Kompetenzförderung umfaßt dabei einerseits alle latenten und manifesten Fähig- und Fertigkeiten der Person und bezieht andererseits die Möglichkeiten und Anforderungen der Umwelt mit ein.

Um diese Gedanken bezüglich der Unterstützung durch Tiere in Therapie und Alltag zu konkretisieren, wird zunächst das Konzept nach Lawton erläutert.

4.1 *Person-Aspekte*

Die Person-Aspekte des Kompetenz-Konzeptes umfassen all jene Fähig- und Fertigkeiten eines Menschen, welche für die Gestaltung der alltäglichen Anforderungen und Ereignisse, aber auch für die erfolgreiche Auseinandersetzung mit spezifischen zwischenmenschlichen und kulturellen Entwicklungsaufgaben grundlegend sind (vgl. Kruse, Lehr 1996).

Kompetenz beschreibt dabei immer das Verhältnis zwischen den verschiedenen Anforderungen, die an ein Subjekt gestellt werden und den vorhandenen individuellen, also auch psychischen Ressourcen, um diese Anforderungen und Aufgaben zu bewältigen. Kompetenz bezieht sich daher auf die individuellen Formen der Aufgabenbewältigung; dabei lassen sich die Aufgaben differenzieren in konkret erfahrbare, an die Person herangetragene Anforderungen und solche, die sich aus deren psychischen bzw. geistigen und emotionalen Grundsätzen oder Bedürfnissen ableiten lassen (vgl. Rupprecht et al. 1994).

Unter psychologischen Gesichtspunkten umfaßt Kompetenz daher die Fähigkeiten, ein selbstverantwortliches Leben führen zu können, d.h. eigene Ziele und Interessen zu verwirklichen, ein selbständiges Leben führen zu können, d.h. die Aufgaben des alltäglichen Lebens zu bewältigen und insbesondere auch in Belastungssituationen eine tragfähige Lebensperspektive aufrechterhalten zu können (Kruse, Lehr 1996).

Kompetenzen beziehen sich dementsprechend auf umfassende Komplexe von Funktionen, Einstellungen, Zielen und Verhaltensformen, welche im Rahmen einer konkreten Lebenssituation erforderlich sind, um ein eigenverantwortliches und psychisch befriedigendes Leben auch in Anbetracht wechselnder Lebenssituationen und Aufgaben, insbesondere bezüglich kritischer Ereignisse führen zu können (vgl. Rupprecht et al. 1994).

Der Kompetenzbegriff ist daher ein variables Konstrukt, welches in jeder Entwicklungsperiode des Subjektes hinsichtlich der jeweiligen Anforderungen seiner derzeitigen individuellen Lebenssituation und seiner vorhandenen individuellen Ressourcen modifizierbar ist (ebd.).

Ein umfassendes Verständnis der personalen Kompetenzförderung im Alter differenziert die individuellen Möglichkeiten und Grenzen der selbständigen und zufriedenstellenden Lebensgestaltung in die vier Kategorien der

1. kognitiven Entwicklung,
 2. Erfahrungen und der bereichsspezifischen Wissenssysteme,
 3. Gestaltung des Alltags und
 4. Auseinandersetzung mit alltäglichen Aufgaben und Belastungen
- (Kruse, Lehr 1996).

Das bedeutet, daß die Leistungs- und Belastungsfähigkeit alter Menschen nicht auf eine einseitige Perspektive reduziert und stereotyp vereinfacht bewertet werden kann, sondern daß diese Differenzierung eine konkrete Basis für die Ermittlung vorhandener Kompetenzen und notwendiger therapeutischer Unterstützung bietet. Der Umgang mit Tieren im Alltag und tiergestützte therapeutische Interventionen zeigen zwar in jeder dieser vier Kategorien erfaßbare Auswirkungen, beweisen ihre Wirksamkeit jedoch insbesondere in den Bereichen der Erfahrungen, Alltagsgestaltung und Bewältigung emotionaler Belastungen.

Erweiternd zu den bisher genannten Ausführungen zur personalen Kompetenz erlangt hier der Aspekt des biographischen Hintergrundes an Bedeutung. Die psychische und physische Basis für die Erhaltung, aber auch den Verlust von Kompetenz und Krankheit im Alter wird während des gesamten bisherigen Lebens gebildet (vgl. Kap. 4.4). Die individuelle Vergangenheit dient als Quelle der für die gegenwärtige Situation bedeutsamen und nutzbaren Erfahrungen, Überzeugungen, Fähig- und Fertigkeiten. Diese Erfahrungen und Wünsche der Vergangenheit erlangen hinsichtlich des Grades der gegenwärtigen Sympathie für Tiere an Bedeutung und bilden die Basis für das Gelingen tiergestützter Interventionen. Darüber hinaus beeinflusst das im Verlauf der Biographie erworbene Ausmaß des Gefühles an Kontrollmöglichkeit die Motivation des alten Menschen, seine aktuelle Lebenssituation zu gestalten. Aus der biographischen Vergangenheit und der gegenwärtigen Situation läßt sich dementsprechend eine individuelle Lebensperspektive bzw. individuell angepaßte Ziele von Förderungsmaßnahmen und therapeutischen Interventionen herauskristallisieren (vgl. Kruse, Lehr 1996).

Die Bedeutung eines Tieres für den alten Menschen und der Einfluß der Interaktionsprozesse auf die Lebensgestaltung und psychische Befindlichkeit ist abhängig von der individuellen Ausformung dieser biographischen Personmerkmale.

4.2 Umwelt-Aspekte

Kompetenz umfaßt neben der Dimension der Person auch die Dimension der Umwelt, sie bezieht sich also über die persönlichen Fähigkeiten hinausgehend auch auf die situativen Bedingungen, denen die Person ausgesetzt ist. Das heißt, es werden nicht nur somatische und psychische, sondern auch soziale und ökologische Bedingungen und Prozesse analysiert.

Eine umfassende Definition von Kompetenz muß den Aspekt der Umwelt berücksichtigen, da der Mensch seine Fähigkeiten und Fertigkeiten nur in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt ausbildet, erhält und erweitert (Kruse, Lehr 1996).

Analog zu den Person-Merkmalen unterliegen auch die Umwelt-Faktoren dieses Person-Umwelt-Komplexes dem Zeitaspekt, d.h. die Variabilität der jeweiligen Kompetenz läßt sich nur abhängig von „einer bestimmten Umwelt zu einem bestimmten Zeitpunkt,“ definieren (Wahl 1991, S. 83).

Hinsichtlich der sozialen Umwelt ist die Unterscheidung zwischen persönlichen und suprapersonalen Bereichen von Bedeutung. In der persönlichen Umwelt befinden sich die sogenannten „signifikanten anderen,“, die in einem sehr engen oder auch weniger intensiven, aber dennoch persönlichen Verhältnis zu dem betreffenden Menschen stehen; zu diesem Bereich können auch nicht-menschliche Wesen zählen, die als bedeutungsvolles Gegenüber empfunden werden. Die suprapersonale Umwelt

ist gekennzeichnet durch die übergeordneten Merkmale der sozialen Umwelt (z.B. Bewohnerstruktur im Altenheim) und stellt gleichsam die Basis für die persönliche Umwelt dar (Wahl 1991). Wie in Kapitel 4 dargestellt wird, wird die Mehrzahl der psychisch veränderten alten Menschen zunächst im Familienverband versorgt. Jedoch verbringen ungefähr zwei Drittel der erkrankten Personen ihren Lebensabend im Heim, so daß der Gestaltung der institutionellen Einrichtungen eine besondere Bedeutung zukommt.

4.3 Wechselwirkung von Person und Umwelt

Umfassende Kompetenzerhaltung und -förderung impliziert die Beeinflussung der Wechselwirkungen zwischen Person- und Umweltfaktoren, d.h. der persönlichen Bedingungen (somatische, emotionale und kognitive Fähigkeiten), der sozialen Bedingungen (Netzwerk, soziale Unterstützung) sowie der ökologischen Bedingungen (Wohnumfeld). Hierin einbezogen ist die Unterstützung bei persönlichen und sozialen Prozessen der Lebensführung bzw. bei der Auseinandersetzung mit den vielfältigen altersspezifischen Anforderungen des jeweiligen Lebensabschnittes. Insofern stellt die Erhaltung, Wiedergewinnung oder Verbesserung von Kompetenz nicht nur ein individuelles Ziel alternder Menschen, sondern auch eine gesellschaftlich geforderte Aufgabe innerhalb der Sozialpolitik dar (Rupprecht et al. 1994; Schulz-Nieswandt 1996), der im Rahmen therapeutischer Arbeit mit und für alte Menschen entsprochen werden kann.

Dabei wird insbesondere die Übereinstimmung zwischen den individuellen Erwartungen, Bedürfnissen und Kompetenzen einer Person und den Anforderungen und Möglichkeiten der Umwelt erstrebt, welche sich jedoch aufgrund der großen Variabilität im Alter problematisch erweisen kann: „Es gibt nicht *die* gute oder optimale Umwelt für *die* alten Menschen, sondern stets nur eine optimale Umwelt für einen bestimmten alten Menschen mit bestimmten Bedürfnissen zu einem bestimmten Zeitpunkt,, (Wahl 1991, S. 86 – Hervorhebungen im Original). Das Altern und die damit einhergehenden Prozesse zur Lebensgestaltung und Bedürfnisbefriedigung sind als kontinuierlicher Bewältigungsprozeß mit ständig wechselndem Grad an individueller Passung zwischen Person und Umwelt und subjektiver Zufriedenheit anzusehen, der durch Einwirkung auf die Person und/oder die Umwelt beeinflusst werden kann. Diesbezüglich wird eine Korrelation zwischen individueller Übereinstimmung und subjektiver Lebenszufriedenheit vermutet: je höher die Passung, desto größer die Zufriedenheit (ebd.). Vor diesem Hintergrund läßt sich das Phänomen der subjektiven Bewertung des Kontaktes zu Tieren bzw. der Tierhaltung (Kosten-Nutzen-Bilanz) theoretisch fundiert erklären (vgl. Kap. 2.4).

Insbesondere die mögliche Verschlechterung der objektiven Lebensbedingungen älterer Menschen und die Auswirkungen von mehr oder weniger überraschenden, kritisch empfundenen Lebensereignissen (Abnahme sozialer Kontakte aufgrund eigener schwerer Erkrankung oder Tod nahestehender Personen, finanzielle Probleme - insbesondere verwitweter Frauen, auftretende Pflegebedürftigkeit und eventuell notwendiger Umzug in ein Heim) senken das Ausmaß des Gefühls der Lebenszufriedenheit und erhöhen erheblich die psychische Verletzbarkeit eines Menschen. Dabei gilt: je mehr derartige kritische Lebensereignisse in kurzen Abständen erfolgen, desto höher ist die Vulnerabilität der Person; bestimmte Verhaltensweisen und psychische Auffälligkeiten sind daher als Symptom der psychischen Überforderung und des Zusammenbruches der gewohnten Bewältigungsressourcen zu interpretieren (vgl. Kap. 4). Allein schon die Aufrechterhaltung einer positiven Lebenseinstellung unter derartig erschwerten Lebensbedingungen gilt daher als individuelle psychologische Leistung (Kruse, Lehr 1996), die aufgrund therapeutischer Interventionen unterstützt werden kann.

Sowohl Tierhaltung als auch darüber hinaus gezielte, tiergestützte Interventionen können einen Beitrag dazu leisten, daß die Person- und auch die Umweltaspekte der Kompetenzförderung bzw. deren Wechselwirkung in einem subjektiv gesundheitsförderlichen Maß beeinflußt werden.

4.4 Tiergestützte therapeutische Maßnahmen der Kompetenzerhaltung und -förderung

Ein Ziel umfassender pädagogisch-therapeutischer Maßnahmen ist es, einerseits das Wahrnehmen, Erleben und Verhalten der Person im Sinne der Steigerung und Stabilisierung der psychischen Gesundheit zu beeinflussen und andererseits relevante Faktoren der Umwelt soweit zu verändern, daß die Passung zwischen Person und Umwelt erhöht wird. Damit einher geht die Zunahme des Ausmaßes an subjektivem Wohlbefinden und individueller Lebenszufriedenheit.

Die Erhaltung, Förderung und Wiederherstellung der Kompetenzen im Alter verlangt daher nach therapeutischen Interventionen, die sowohl die physischen und psychischen als auch die sozialen und ökologischen Einflüsse, welche in der aktuellen biographischen Situation wirksam sind, berücksichtigen und beeinflussen (vgl. Rupprecht et al. 1994).

Die folgenden Überlegungen dienen der Verquickung des Person-Umwelt-Konzeptes mit den Erkenntnissen aus der Forschung zur tiergestützten Therapie. Sie entspringen nicht dem Anspruch, neue Modelle der Kompetenzförderung zu entwickeln, sondern dienen dem Versuch, die schon bekannten Wirkungen von Tieren auf Menschen für Ältere in einem wirksamen Rahmen nutzbar zu machen. Bislang schon bestehende Konzepte werden mit der Intention ergänzt, daß der Einbezug von Tieren eine sinnvolle Anregung bzw. Erweiterung ermöglicht.

Die nachfolgenden Ausführungen basieren hauptsächlich auf theoretischen Überlegungen und Verknüpfungen. Jedoch soll hiermit auch zu weiteren Nachforschungen angeregt werden.

4.4.1 Personologischer Ansatz

Kompetenzförderung und -erhaltung auf der Ebene der Person berücksichtigt sowohl physische als auch psychische und soziale Aspekte.

Die Förderung und Erhaltung der kognitiven und emotionalen Kompetenzen wie zum Beispiel Gedächtnis, geistige Regsamkeit und emotionale Belastbarkeit kann durch ein Tier unterstützt werden. In Anlehnung an die Übersicht der personologischen Kompetenzaspekte von Kruse (1992) lassen sich die kognitiven Dimensionen um emotionale bzw. affektive Dimensionen ergänzen, so daß ein ganzheitliches Bild dieser Kompetenzfaktoren im Zusammenhang mit der Unterstützung durch Tiere entstehen kann:

Tiere können einerseits als Lernanreiz und zur Bündelung der Aufmerksamkeit in klassische Trainingsprogramme einbezogen werden, wie z.B. in das Realitäts-Orientierungs-Training, andererseits kann ein Tier im alltäglichen Lebensablauf die kognitiven Funktionen und Fähigkeiten des Menschen aufrechterhalten helfen, wenn diesem die Versorgung des Tieres und das Zusammenleben subjektiv bedeutsam ist. Ein Tier fungiert gleichsam als Orientierungs- und Bezugswesen im alltäglichen Leben dieses Menschen, welches hilft, die Motivation und das Engagement zur Verrichtung alltäglicher Aufgaben und Orientierungsleistungen aufrecht zu erhalten.

Tiere unterstützen die Strukturierung des Alltages und können die Eigeninitiative des Menschen bei der Bewältigung alltäglicher Aufgaben, zunächst hinsichtlich der Versorgung des Tieres, fördern. Daraus resultierende Erfolgserlebnisse und das bestätigende Verhalten des Tieres begünstigen die Entwicklung eines positiven Selbstbildes und des Gefühles der Kontrollmöglichkeit und Kompetenz. Auftretende Belastungssituationen können durch die emotionale Unterstützung des Tieres und dessen Rolle als geduldiger Zuhörer bewältigt, Kompetenzeinschränkungen und -verluste verarbeitet und akzeptiert werden. Gleichzeitig verweist der Umgang mit dem Tier permanent auf noch verbliebene Fähigkeiten und Möglichkeiten, die trotz der Einschränkungen vorhanden sind. Darüber hinaus kann die konstante Nähe und Zuneigung des Tieres insbesondere im Rahmen therapeutischer Prozesse die notwendige emotionale Sicherheit bieten, erlittene Verluste und Verletzungen einzugestehen und eine annähernd realistische Zukunftsperspektive zu entwickeln, welche die auch zukünftig verbleibenden Beschränkungen und Einbußen berücksichtigt, aber auch offen ist für neue Aufgaben, Ziele und Werte, ohne von Resignation überwältigt zu werden.

Rupprecht et al. (1994) beobachteten nach Beendigung ihrer Besuchshundestudie gravierende Trauereffekte bei den menschlichen Teilnehmern. Ähnliche Trauereffekte sind zu erwarten, wenn eines der vertrauten Tiere erkrankt oder stirbt. Allerdings ist in diesem Zusammenhang auf die positiven Effekte zugelassener Trauer und deren Verarbeitung hinzuweisen. Die betroffenen Menschen erfahren in diesen Situationen die Tiefe existentieller Lebensprozesse und erhalten die Chance, sich selbst dabei zu begegnen und in ihrer Entwicklung - insbesondere hinsichtlich der emotionalen und kognitiven Kompetenz - von diesen Erfahrungen zu profitieren (vgl. Olbrich 1996).

Auf sozialer Ebene tragen Tiere zur Förderung und Erhaltung der sozialen Kompetenz, zum Beispiel bezüglich der Kommunikationsfertigkeiten und der Anregung zur Interaktion bei. Der Bereich dieser Kompetenzen umfaßt diejenigen Verhaltensweisen und Fertigkeiten, die den Menschen befähigen, in sozialen Situationen zu interagieren und soziale Kontakte aufrechtzuerhalten bzw. neue zu schließen.

Zu den gezielten tiergestützten Maßnahmen, welche die soziale Kompetenz Älterer fördern, gehört der Ansatz der „Sozialen Aktivierung durch Haustiere,, (Rupprecht et al. 1994, S. 266). Im Rahmen eines Besuchshundeprojekt in einem Altenheim wurde der Aspekt der Kompetenz in Form der sozialen Kontakte zwischen Mensch und Tier und deren Auswirkungen untersucht. Die Auswirkungen der Kontakte umfassen gemäß des Prinzips des „sozialen Katalysators,, die Dimensionen der Anregung bzw. Verbesserung der Kommunikation unter den Bewohnern, aber auch die Befriedigung des taktilen Kontaktbedürfnisses - welches insbesondere bei Alleinlebenden und Heimbewohnern große Defizite aufzuweisen scheint (Greiffenhagen 1991) (vgl. Kap. 5.2.5.1).

Die beobachteten Verbesserungseffekte während des Besuchsprojektes konnten sowohl bei den geistig regen als auch bei den desorientierten Personen nachgewiesen werden. Allerdings wurde bei der Nachuntersuchung einen Monat nach Beendigung des Projektes festgestellt, daß die sozialen Aktivitäten der ehemaligen Teilnehmer stark gesunken bzw. teilweise auf das Ausgangsniveau herabgesunken waren (Rupprecht et al. 1994).

Bei einer abschließenden Befragung direkt nach Beendigung des Programmes äußerten sich die befragten geistig regen Teilnehmer folgendermaßen: 85 % schätzten das Programm als persönlich wertvoll ein, 80 % befürworteten eine Fortführung des Programmes, 55 % konnten durch das Programm neue Kontakte knüpfen und 20% äußerten eine verbesserte Einstellung zum Heim (a.a.O., S. 268).

Zusammenfassend interpretierten die Autoren das Projekt wie folgt:

„Das Programm sprach offensichtlich die „Ebene der beseelten Tiefenperson,, i. S. von Rothacker an; erlebte Nähe zu einem vertrauten, freundlichen Tier erweckte nicht nur Erinnerungen an frühere Erfahrungen, auch aktuelle Erfahrungen der Verbundenheit mit dem Tier, zugleich aber auch mit anderen Heimbewohnern und dem Personal wurden intensiviert. Das Programm wirkte auch und vor allem bei verwirrten älteren Menschen,, (a.a.O., S. 268).

Tiere fördern die Erhaltung und Steigerung der physischen Kompetenz. Insbesondere hinsichtlich der Zunahme von Erkrankungen des Herzens und des Kreislaufsystems sowie des Bewegungsapparates bei älteren Menschen liegt in der Tierhaltung ein gesundheitsförderndes Potential begründet, welches nicht nur auf den beruhigenden Umgang mit vertrauten Tieren zurückzuführen ist, sondern auch auf gesteigerte Bewegungsaktivität. In Bezug auf die Unterstützung durch Tiere scheint hier die Hundehaltung mit der Notwendigkeit zu mehr oder weniger ausgiebigen Spaziergängen sehr vorteilhaft, allerdings bietet die Versorgung anderer, größerer Tierarten wie z.B. Huftiere, ebenfalls ausreichende Notwendigkeit und Anregung zu Bewegung.

In Anlehnung an Meusel (1988, zit.n. Rupprecht et al. 1994, S. 270) lassen sich insbesondere Bewegungsmaßnahmen in der Begleitung eines Hundes unter die leichteren Sportarten einordnen:

„Sportarten, die jeder Ältere, der nicht unter größeren körperlichen Einschränkungen und gesundheitlichen Beschwerden leidet, ohne spezielle Vorbereitung praktizieren kann,, (z.B. Spazierengehen) und

„Sportarten, für die der Ungeübte und der Wiederbeginner eine gewisse Vorbereitung brauchen,, (z.B. Wandern, Joggen).

Wiederum in Anlehnung an Meusel (1988) verweisen Rupprecht et al. (1994) auf etliche physische Verbesserungen und daran gekoppelte Fähigkeiten, die durch eine intakte motorische Kompetenz angesprochen und gesteigert werden. Die physische Basis (Zentrales Nervensystem, Stütz- und Bewegungsapparat, Gelenkigkeit, Herz-Kreislauf-Gefäß-System, Vegetatives Nervensystem, Stoffwechsel, Immunsystem) wird durch Bewegung gestärkt und die motorische Fähigkeit mit der Folge der Verbesserung der Koordination, Entspannungsfähigkeit der Muskulatur, Kraft, Ausdauer, Streßtoleranz (vegetative Anpassung), Regulierung des Körpergewichtes sowie Resistenz gegen Infektionen wird erhöht. Darüber hinaus kann insbesondere gemeinsame Bewegung und Aktivität Quelle von Spaß und Freude sein, das Wohlbefinden steigern, Erfolgserlebnisse sowie Selbstbestätigung beinhalten und zu einem verbesserten Körpergefühl beitragen. Durch derartige Erfahrungen besteht die Möglichkeit, daß gerade das Körpergefühl älterer Menschen, welches vielfach durch subjektiv schmerzhaft erlebte Einschränkungen und Leistungseinbußen gekennzeichnet ist, verbessert wird und dieser Prozeß zur Steigerung des Selbstvertrauens und Selbstwertgefühles beiträgt (Rupprecht et al. 1994).

4.4.2 Die Wirkung von Umweltverbesserung auf Personaspekte und soziale Einbindung

Zu den Umweltansätzen zählen alle Maßnahmen, die eine gezielte Veränderung des Lebensumfeldes bewirken und einerseits anregenden, andererseits beruhigenden Charakter haben können. Hierzu können verschiedene Tierarten beitragen. Während zum Beispiel ein Aquarium einen Raum belebt und die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich ziehen und fesseln kann, trägt es gleichzeitig zur Entspannung bei. Allerdings muß dabei bedacht werden, daß der Einsatz eines Tieres als beruhigender Stimulus von individuellen bzw. kulturellen Bedingungen, wie zum Beispiel Vorlieben, Abneigungen, Normen und Bewertungsmuster abhängig ist: Beispielsweise kann vor einem Hund eine subjektiv begründete Angst durch negative Erfahrung bestehen, er kann aber auch vor dem Hintergrund bestimmter Kulturen (z.B. moslemisch) abgelehnt werden, da er als unreines Tier gilt (vgl. Serpell 1990). Allerdings haben die in Kapitel 2 zitierten Studien gezeigt, daß hinsichtlich dieser kritischen Betrachtung weitaus weniger Schwierigkeiten zu erwarten sind, als zunächst befürchtet werden könnte.

Insbesondere hinsichtlich der Gestaltung von Altenwohn- und Pflegeheimen kann das Phänomen der Anregung und Beruhigung genutzt werden, da Tiere die Atmosphäre verbessern und die Institution erst zum emotionalen „Heim,, werden lassen (vgl. Kap. 2.5.1). Daß die Beeinflussung der räumlichen Umgebung immer auch Auswirkung auf das soziale Umfeld hat, zeigt die Zunahme an Interaktion bzw. Kommunikation. Über diese quantitative Verbesserung hinaus wurden auch auf qualitativer Ebene Verbesserungseffekte beobachtet: Beziehungen der Bewohner untereinander bzw. zum Pflegepersonal werden entspannter eingegangen und positiver erlebt. Tiere tragen dementsprechend zu dem Bemühen bei, das gesamte soziale und räumliche Umfeld derart zu gestalten, „daß aus ihnen gewissermaßen zwangsläufig ein aktivierender therapeutischer Effekt resultiert,, (Tüpker-Sieker 1991, S. 120). Bezüglich des Einflusses der Umweltgestaltung auf Verhalten und psychische Befindlichkeit scheinen hinsichtlich der Lebensphase des Alters insbesondere Tiere eine außerordentliche Wirkkraft zu besitzen (vgl. Bustad, Hines 1983).

Die theoretisch isolierte Betrachtung der Person- und Umweltaspekte verweist auf zahlreiche Effekte der Wechselwirkung zwischen beiden Faktoren. Daher soll diese Wechselseitigkeit im folgenden Abschnitt konkretisiert werden.

4.4.2.1 Transaktionaler Ansatz

Basierend auf der Annahme, daß Kompetenz nicht nur als Fähigkeit oder Eigenschaft einer Person verstanden wird, sondern als Wechselwirkung zwischen den Anforderungen der jeweiligen Umwelt und den Ressourcen der betreffenden Person, fokussieren transaktionale Ansätze das Gefüge zwischen Person und Umwelt. Individuelle Kompetenz kann insofern als

erlebte Kontrollmöglichkeit und Überzeugung von der eigenen Wirksamkeit (self-efficacy) hinsichtlich der Umwelтанforderungen verstanden werden.

In Anlehnung an Kruse (1988) weisen Rupprecht et al. (1994) darauf hin, daß dem älteren Menschen eigenverantwortliche Aufgaben übertragen werden und dadurch Vertrauen in seine Fähigkeiten gesetzt werden soll, um ihm die Überzeugung zu vermitteln, daß er Fähigkeiten und Kenntnisse besitzt und beherrscht, die brauchbar sind und auch gebraucht werden. Der ältere Mensch kann auf diese Weise motiviert werden, frühere Erfahrungen und sein eventuell brachliegendes Wissen zu aktivieren und aktualisieren, um dies auf neue Situationen und Aufgaben anzuwenden.

In diesen Bereichen kann die Unterstützung eines Tieres sehr hilfreich sein. Der Kontakt zu Tieren, das Gefühl, von diesem Teil der Umwelt ohne Vorbehalt angenommen zu sein, stärkt das Selbstwertgefühl und die Akzeptanz gegenüber der eigenen Situation bzw. Person. Entsprechend gesteigerte Auswirkungen kann die Versorgung eines Tieres zeigen, wenn dies als eigenständige und selbstverantwortete Leistung in Wechselwirkung mit der Umwelt erlebt werden kann. Zudem liegt in der Versorgung des Tieres das Gefühl begründet, für andere etwas tun zu können und aufgrund der Reaktion des Tieres seinen eigenen Wert und seine Wirksamkeit konkret zu erfahren. Durch diese Erfahrungen wird es dem Betroffenen ermöglicht, die Verantwortung und Kontrollüberzeugung bezüglich des Tieres auf die eigene Person zu übertragen und sein Selbstkonzept zu aktualisieren bzw. zu verbessern.

In Anlehnung an diese Prinzipien funktioniert die Erhaltung und Förderung der hier benannten Kompetenzaspekte bei Personen, welche extrem starke Einschränkungen hinsichtlich ihrer psychischen Gesundheit aufweisen.

4.4.3 Ganzheitliches Konzept für stark eingeschränkte Personen

Die folgenden Überlegungen zu ganzheitlichen Interventionskonzepten entstanden insbesondere in Bezug auf die institutionelle Versorgung alter Menschen, eignen sich aber ebenso für eine umfassende Betreuung in privaten Zusammenhängen. Sie basieren auf den Grundlagen der aktivierenden Pflege und der Reorientierung, wie sie zum Beispiel im Rahmen des Realitäts-Orientierungs-Trainings aufgegriffen werden sowie auf den Grundlagen der psychosozialen Therapie. Die daraus resultierenden Handlungsstrategien haben zum Ziel, daß der Grad der individuell möglichen Selbständigkeit erhalten bleibt bzw. soweit wie individuell möglich gefördert wird, um einen steigenden Pflegebedarf des Einzelnen zu verzögern oder gar zu verhindern und um ihm darüber hinaus die Einbindung in ein soziales Umfeld zu erleichtern.

Hinsichtlich der Kompetenzförderung und -erhaltung liegen diesem Ziel unter anderem folgende Prinzipien zugrunde, bei denen ein Tier hilfreich sein kann:

Der Tagesablauf der Betroffenen sollte klar strukturiert und übersichtlich gestaltet sein. Innerhalb dieses Ablaufes können den Betroffenen subjektiv sinnvolle Aufgaben übertragen werden. Das Pflegepersonal unterstützt die soziale Einbeziehung und Aktivierung des Einzelnen, indem derartige Maßnahmen nicht nur auf einzelne Therapiestunden beschränkt werden, sondern in einem konstant aktivierenden Umfeld stattfinden (Rupprecht et al. 1994). Dieser Ansatz kann sowohl in institutionellen Zusammenhängen, wie zum Beispiel in Alten- und Pflegeheimen (vgl. Gäng 1992, Greiffenhagen 1991), als auch unter den Bedingungen der familiären Betreuung realisiert werden. Die Wach- und Schlafzeiten des Tieres, die Beschäftigung mit dessen verschiedenen Tagesaktivitäten und die festgelegten Fütterungszeiten strukturieren den Tagesablauf und teilen ihn in sinnvolle Abschnitte und Aufgaben. Durch die alltägliche Beschäftigung mit dem Tier wird eine Orientierung an dessen Lebensrhythmus ermöglicht. Darüber hinaus bezieht ein Tier den Menschen in seine Aktivitäten, beispielsweise Spielen, mit ein und fordert Aufmerksamkeit und Kontakt, wodurch der Betreffende unterstützt wird, seine Aufmerksamkeit auf das Hier-und-Jetzt in der Begegnung mit dem Tier zu lenken.

Die psychosoziale Betonung verschiedener Ansätze dient sowohl zur Realitätsorientierung als auch zur sozialen Integration der Betroffenen und bietet sich insbesondere hinsichtlich desorientierter Heimbewohner an (Rasehorn et al. 1987, zit.n. Rupprecht et al. 1994). Wie schon erwähnt, beziehen sich alle Interventionen bezüglich der Orientierung als auch der Integration auf den gesamten Lebensbereich und nicht nur auf einzelne Therapiestunden. Daher sollte auch keine Trennung zwischen orientierten und desorientierten Bewohnern stattfinden. Die Gestaltung der Heim-umgebung zielt auf die Motivierung und Aktivierung, Einbindung und Orientierung aller Bewohner im Rahmen ihrer individuellen Möglichkeiten und subjektiven Motivation. Tiere „dienen,, in diesem Zusammenhang insbesondere als „Eisbrecher,, um eine entspannte Atmosphäre aufzubauen und gezielte therapeutische Interventionen einleiten zu können bzw. als „soziale Katalysatoren,, um darüber hinaus im alltäglichen Zusammenhang Interaktionsprozesse anzuregen und aufrechtzuerhalten.

Insbesondere hinsichtlich desorientierter alter Menschen sind ganzheitliche Maßnahmen zur Kompetenzerhaltung sinnvoll und erfolgversprechend; allerdings sind noch weitere Forschungen notwendig, um konstante Verbesserungen in der Praxis erzielen zu können (vgl. Rupprecht et al. 1994).

4.5 Fazit

Da hinsichtlich der Kompetenzförderung und -erhaltung eine Vielzahl an Methoden, theoretischen Konzeptionen und ihnen zugrunde liegenden Menschenbilder bestehen, existiert bisher eine Anzahl unterschiedlicher Resultate. Im Kern geht es jedoch um die Entwicklung person- und situationsspezifischer Erhaltungs- und Förderungsprogramme, die von den jeweiligen personalen und situativen Ressourcen, Möglichkeiten, Bedürfnissen und Anforderungen abzuleiten sind (vgl. Rupprecht et al. 1994).

Auch in Anbetracht psychischer und physischer Abbauprozesse und sozialer Benachteiligung kann diese Art pädagogisch-therapeutischer Kompetenzförderung dazu beitragen, in den grundlegenden Lebensbereichen ein möglichst hohes Maß an subjektivem Wohlbefinden bzw. einen hohen Grad an individueller Lebensqualität zu gewährleisten. Dadurch wird es den Betroffenen ermöglicht, auch für die Lebensphase des Alters eine tragfähige Lebens- und Zukunftsperspektive aufzubauen (Hirsch 1990, zit.n. Rupprecht et al. 1994).

Dabei wird sowohl die Auseinandersetzung mit Verlusten als auch mit individuellen Entwicklungspotentialen angeregt, mit dem Ziel, ausreichende Ressourcen sowohl für den alternden Menschen als auch für dessen Umgebung zu erschließen. Dies impliziert die Forderung sowohl an den alternden Menschen, sich mit seiner Biographie auseinanderzusetzen und seine Zukunft so weit wie möglich selbst zu gestalten, als auch an die Helfer, den Betreffenden in seiner gewordenen und aktuellen Lebenssituation und Einzigartigkeit anzunehmen und zu unterstützen bzw. zu begleiten (Rupprecht et al. 1994).

Aufgrund dieses biographischen Hintergrundes und der individuellen Vorlieben und Abneigungen des alten Menschen wird eine Grenze der tiergestützten Therapie deutlich, die in den Personfaktoren verankert ist: Der Einfluß von Tieren ist insbesondere dann „wirksam“, wenn der ältere Mensch schon in früheren Lebensphasen positive Beziehungen zu Tieren sowohl durch situative Möglichkeit als auch durch psychische Fähigkeit aufbauen konnte. Bestätigung findet diese These in dem Dogma, daß „Ereignisse nur in dem Maße bedeutungsvoll sind, in dem sie in ein bereits existierendes kognitives Modell oder eine Struktur assimiliert werden können,“ (a.a.O., S. 241). In diesem Zusammenhang bezieht sich das bedeutungsvolle Moment sowohl auf die Wahrnehmung als auch die Reaktion bzw. das Verhalten bezüglich der Anwesenheit eines Tieres. Das Tier wird nur dann emotional interessiert beachtet bzw. ihm wird nur dann angstfrei begegnet oder wohlwollende Anteilnahme entgegengebracht, wenn im Verlauf der bisherigen Biographie die Möglichkeit, eine positive Beziehung zu Tieren aufzubauen, bestand und genutzt wurde.

Wenn diese Voraussetzung nicht gegeben ist, begünstigen therapeutische Situationen die Möglichkeit der Akkommodation (Piaget),

d.h. die vorgegebenen kognitiven und emotional eingefärbten Strukturen können innerhalb eines Lernprozesses modifiziert werden (a.a.O.), so daß aufgrund neuerer Erfahrungen einerseits Aufmerksamkeit gewonnen oder auch andererseits Ängste abgebaut werden können. Es ist also durchaus möglich, daß ein Mensch seine Zuneigung zu bestimmten Tieren erst im Alter „ent-deckt“, und deren Kontakt oder Gefährtschaft dann zu schätzen lernt.

Wenn die Wirkungen von Tieren auf Menschen und die konkrete Mensch-Tier-Beziehung näher betrachtet werden, gelten diese Prinzipien als Voraussetzung, um nicht wiederholt darauf hinweisen zu müssen, daß bei Menschen die Bereitschaft bestehen muß, den emotionalen Kontakt mit Tieren zuzulassen, um die im Rahmen dieser Arbeit noch näher zu konkretisierenden emotionalen Unterstützungsleistungen durch Tiere empfangen zu können.

Zusammenfassend wird der Einfluß der Tiere auf die Aspekte des Person-Umwelt-Gefüges tabellarisch dargestellt:

Tabelle 3: Auswirkungen von Tieren im Rahmen des Person-Umwelt-Konzeptes

Auswirkungen von Tieren im Rahmen des Person-Umwelt-Konzeptes		
Person (P):	physisch	Normalisierung der Vitalwerte
	psychisch	Wahrnehmung und Verwirklichung von Interessen und Zielen
		psychische Stabilität, um den Alltag zu bewältigen; Senkung der Vulnerabilität
		Sinnggebung; Bewahrung einer tragfähigen Lebensperspektive insbesondere in Belastungssituationen
Umwelt (U):	räumlich	anregend, aber nicht reizüberflutend
		beruhigend
	sozial	Erleichterung von Kontakten
		signifikante andere
Wechselwirkung P-U:	sinnvolle Aufgaben; emotionale Rückkopplung; unter Berücksichtigung der Kosten-Nutzen-Bilanz der Heimtierhaltung; Steigerung des Wohlbefindens und der Lebensqualität	

Vor dem Hintergrund der pädagogisch-therapeutischen Auseinandersetzung mit der Frage nach der Auswirkung des Einbezuges von Tieren in Therapie und Alltag erlangen die psychischen Personaspekte an Bedeutung. Da Tiere insbesondere hinsichtlich psychischer Beeinträchtigungen den Menschen emotionale Unterstützung zu geben vermögen, werden im folgenden Kapitel alte Menschen fokussiert, die psychische Störungen und Verhaltensauffälligkeiten und infolgedessen auch Störungen der Wechselwirkungen innerhalb des Person-Umwelt-Gefüges aufweisen.

Im Verlauf der Diskussion um die Rolle psychosozialer Einflüsse und Risikofaktoren werden die Ansatzpunkte tiergestützter Interventionen und der immanente therapeutische Effekt im alltäglichen Zusammenleben mit Tieren deutlich.

5 Die Unterstützung durch Tiere bei psychischen Störungen und Verhaltensauffälligkeiten im Alter

Wie auch aus der Zusammenfassung der Forschungsergebnisse des zweiten Kapitels ersichtlich wird, profitieren insbesondere psychisch beeinträchtigte, ältere Personen von der Interaktion mit Tieren. Das folgende Kapitel skizziert die häufigsten Formen psychischer Beeinträchtigungen und die damit einhergehenden Erlebens- und Verhaltensauffälligkeiten, welche insbesondere in der Phase des Alters zu beobachten sind und das Wohlbefinden bzw. die Selbständigkeit der Betroffenen erheblich beeinflussen. Dabei wird herausgestellt, inwiefern tiergestützte Therapie bzw. alltäglicher Umgang mit Tieren psychische Beeinträchtigungen beeinflussen oder auffangen kann.

Zunächst werden die Merkmale dieser psychischen Störungen in Anlehnung an die psychiatrische Diagnostik dargestellt, um einen Eindruck hinsichtlich der Symptome der häufigsten Krankheitsbilder zu bekommen und um ungefähre Angaben zu deren Verbreitung machen zu können.

Bei der Diskussion möglicher Auslöser und Ursachen steht das Konzept der kritischen Lebensereignisse im Vordergrund, da aus dieser Perspektive psychische Veränderungen im Alter verständlich und erklärbar werden und die individuellen Folgen dieser biographischen Erlebnisse einen entscheidenden Ansatzpunkt für gezielte pädagogisch-therapeutische Interventionen bilden. Im Folgenden wird über psychische Störungen und damit verbundene Verhaltensauffälligkeiten referiert, welche aus psychologischer Perspektive betrachtet werden und hinsichtlich des pädagogischen Verständnisses und der therapeutischen Möglichkeiten eine nutzbare Ausgangsbasis bilden.

Unter psychischen Störungen werden generell derartige verstanden, „die

- länger andauern,
- überwiegend erfahrungsbedingt sind,
- aus eigener Kraft nicht bewältigt werden können,
- Leidensdruck erzeugen,
- die Befindlichkeit und Stimmung beeinträchtigen,
- eingeschränkte Erlebnis-, Verarbeitungs- und Handlungsmöglichkeiten sind bzw.
- subjektiv belastende Erlebnis- und Handlungstendenzen (wie z.B. Zwänge),
- die ebenso wie die Beeinträchtigungen von der Person selbst und/oder von anderen im intra- und/oder interindividuellen Vergleich als Abweichung von näher zu bestimmenden Erwartungen und Normen angesehen werden, (Ulich 1987, S. 159 f.).

Obwohl psychische Störungen die Lebensqualität und Lebenszufriedenheit direkter als körperliche Krankheiten beeinflussen (Wahl 1991), wurde psychischen Krankheiten im Alter in der epidemiologischen Forschung bisher nur wenig Beachtung geschenkt

Doch gerade hinsichtlich der umfassenden individuellen und sozialen Beeinträchtigungen durch multifaktorielle gesundheitliche Einschränkungen im Alter gewinnt die Berücksichtigung und Behandlung psychischer Probleme an Bedeutung, da zunehmend die Mehrdimensionalität der Ursachen von Krankheit und Voraussetzungen für Gesundheit erkannt wird. Darüber hinaus zeigen empirische Studien, daß psychische Probleme im Alter keine Ausnahme bilden, sondern weit verbreitet sind.

Die Prävalenzraten verschiedener Untersuchungen zur Frage psychischer Störungen im Alter variieren laut Angabe von Hirsch (1992, S. 360) stets zwischen 23 und 29 %, dagegen schätzt Welz (1994, S. 33) im Vergleich mit Studien aus den 70er Jahren eine durchschnittliche Verbreitung von ca. 19 % als aktuelle realistische Einschätzung.

Je nach gewählter Methode zur Falldefinition, -identifikation und Untersuchungsinstrumentarium variieren die Prävalenzraten psychischer Erkrankungen im Alter in extremem Maß. Von enger zu weiter Falldefinition zeigt sich eine Zunahme des Medianwertes der Erkrankungsrate von ca. 13 % auf ca. 30 % (Welz 1994, S. 33; vgl. Häfner 1986, zit.n. Wahl 1991, S. 25; Roether, Bunge 1995, S. 289).

Als Orientierung zur Prävalenz psychischer Störungen im Alter dient noch heute die als klassisch bezeichnete Mannheimer Studie von Cooper aus dem Jahr 1989, welche eine Prävalenzrate von ca. 24 % ermittelt. Diese Angabe kann unterteilt werden in 6-7 % organisch-zerebraler Störungen (z.B. dementielle Erkrankungen wie zum Beispiel Morbus Alzheimer) und 17-18 % affektive und Persönlichkeitsstörungen, darunter auch depressive Erkrankungen (Lehr 1991, S. 310 f.).

Im Vergleich zum mittleren Lebensalter scheint der Gesamtanteil der psychischen Störungen im Alter nicht wesentlich anzusteigen, jedoch zeigen sich hier Verschiebungen bezüglich des vermehrten Auftretens hirnorganischer Psychosynndrome bzw. dementieller Erkrankungen (vgl. Helmchen et al. 1996, S. 186; Roether, Bunge 1995).

Hinsichtlich der Versorgung in stationären Einrichtungen und Privathaushalten zeichnet sich ab, daß in beiden Bereichen großer Bedarf besteht und zum Teil mit weiterer Zunahme zu rechnen ist.

Hirsch (1992, S. 360) verweist als Anhaltspunkt auf Häfner (1986), dessen Untersuchung ergab, daß ca. 96 % der 65- bis 74jährigen und ca. 87 % der über 75jährigen psychisch erkrankten Mannheimer Personen in Privathaushalten leben. Auch wenn die Zahlen dieser Studie nicht repräsentativ sind, so läßt sich dennoch folgern, daß ein Schwerpunkt psychologischer bzw. pädagogisch-therapeutischer Hilfeleistungen im außerstationären Bereich liegt.

Demgegenüber macht Naegele (1997) die Zunahme des stationären Bedarfes deutlich: In stationären Pflegeeinrichtungen liegt der Anteil an gerontopsychiatrisch erkrankten Bewohnern bei über 50 % mit steigender Tendenz. Wiese (1994, S. 198) interpretiert diesen Trend als einen „sich unter der Hand vollziehenden Wandel der Alten- und Pflegeheime zu reinen Pflegeheimen mit einem hohen Anteil gerontopsychiatrisch Erkrankter,“.

Zu weitaus dramatischeren Ergebnissen, welche die oben genannte These erhärten, gelangt Welz (1994, S. 143). Er führte eine getrennte Untersuchung zur Prävalenz von Depression und Demenz für Heimbewohner und in Privathaushalten lebenden Erkrankten durch. Dabei zeigte sich unter den Heimbewohnern ein ca. zweifach höherer Anteil Depressiver sowie ein fast um das zehnfache erhöhter Anteil dementer Personen. Insgesamt waren 79% der Altenheimstichprobe als psychisch krank einzustufen. Damit liegt diese Studie im unteren Grenzbereich im Vergleich mit Pflegeheimstudien und im oberen Grenzbereich im Vergleich zu anderen Altenheimstudien.

Nachfolgend werden die drei häufigsten Krankheitsbilder psychischer Störungen im Alter dargestellt und Angaben zur Prävalenz gemacht, um eine differenzierte Vorstellung über die Anzahl der Betroffenen und somit der potentiellen Klienten zu erlangen. Jedoch soll in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß Angaben aus statistischen Studien aus drei Gründen kritisch zu betrachten sind:

1. Die Prävalenzrate orientiert sich in einigen Untersuchungen lediglich am medizinisch-psychiatrischen Krankheitsbild, während umfassendere epidemiologische Erhebungen darüber hinaus die psychosozialen Bedingungen berücksichtigen und gezielt als Entstehungsfaktoren einbeziehen (vgl. Welz 1994).
2. Die Vielzahl unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen verhindert präzise Vergleichsmöglichkeiten, da den meisten Studien unterschiedliche Diagnose- und Klassifikationsmuster zugrunde liegen, deren Eignung zunehmend stärker hinterfragt wird (vgl. Junkers 1995; Hirsch 1992).
3. Hinsichtlich der pädagogisch-therapeutischen Behandlung psychischer Probleme und Verhaltensauffälligkeiten im Alter spielen psychiatrische Klassifikationsmuster eine untergeordnete Rolle, weil ursächliche Geschehen und Erlebnisse im Verlauf der Biographie fokussiert werden. Dabei steht das subjektive Erleben aktueller Situationen im Vordergrund, ohne den Schwerpunkt therapeutischer Interventionen auf die Behandlung medizinisch oder psychiatrisch definierter Symptome zu legen.

Die nachfolgend erwähnten Daten bilden somit nur eine Annäherung an die verschiedenen Formen und Verbreitungen psychischer Krankheiten im Alter.

5.1 *Dementielles Syndrom*

Hinsichtlich der Phänomene dementieller Erkrankungen fällt eine große Begriffsvielfalt auf (vgl. Wettstein 1988; Wiese 1994). Die unterschiedlichen Bezeichnungen deuten nur teilweise exogene oder endogene Ursachen bzw. Formen dieses Syndroms an; hauptsächlich dienen diese Begriffe der Beschreibung eines Symptoms und nicht eines näher diagnostizierten Krankheitsbildes.

Der Begriff der Demenz bezeichnet zunächst geistige Abbauerscheinungen der höheren Hirnfunktionen (Denken, Gedächtnis, sensomotorische und soziale Fähigkeiten, Sprache und Kommunikation, Kontrolle emotionaler Reaktionen), die in verschiedenen Schweregraden auftreten können (vgl. Maletzki, Stegmayer-Petry 1995). Demnach äußern sich dementielle Erkrankungen nicht nur in Form von intellektuellen Störungen und Amnesie, sondern auch in Form affektiver Störungen, psychomotorischer Auffälligkeiten und körperlicher Beschwerden. Aus ganzheitlicher Perspektive betrachtet sind daher alle Dimensionen des erkrankten Menschen von Veränderungen und Beeinträchtigungen betroffen.

Bezüglich der Reversibilität dementieller Prozesse bestehen unterschiedliche Einschätzungen. Während die Mehrzahl der hier berücksichtigten Autoren die Erkrankungsform als irreversibel einschätzt, weist Gnam (1993) darauf hin, daß der Prozeß meist progredient verläuft, jedoch nicht unbedingt als irreversibel zu bewerten ist. Im Zusammenhang der Diskussion um psychosoziale Risikofaktoren werden therapeutische Ansatzpunkte, die diese Ansicht stützen, deutlich (vgl. Feil 1992).

Die während eines dementiellen Prozesses auftauchenden depressiven Reaktionen erschweren die psychiatrische Diagnose einer Demenz mit depressiven Anteilen in Abgrenzung zu einer Depression (Bruder 1996). Dagegen handelt es sich bei der sog. depressiven Pseudodemenz um ein Krankheitsbild, welches bezüglich des Verhaltens des Betroffenen der Demenz gleicht, häufig durch eine schwere Depression verursacht ist und generell als reversibel eingeschätzt wird (Bruder 1996; Junkers 1995; Wettstein 1988).

Die medizinisch-psychiatrischen Zusammenhänge zwischen den Symptomen von Demenz und Depression sind nur unzureichend bekannt (Welz 1994) und hinlänglich pädagogisch-therapeutischer Interventionsmöglichkeiten nur von untergeordneter Bedeutung. Demgegenüber sind vielmehr die dem dementiellen oder depressiven Syndrom zugrunde liegenden psychosozialen Einflüsse und die subjektive Bedeutung der Symptome relevant. Pädagogisch-therapeutisches Handeln erlangt vor dem biographischen Hintergrund des betroffenen Menschen auf diese Weise einen individuellen, psychosozialen Erklärungshorizont.

Aufgrund der Vielfältigkeit dementieller Symptome, deren individuellen Ausprägungen und der zahlreichen unterschiedlichen, fachspezifischen Beschreibungs-, Erfassungs- und Klassifizierungsmuster besteht keine

einheitliche Diagnose- und Therapiestrategie. Hinsichtlich der Identifikation der verschiedenen Demenzerkrankungen und ihrer Abgrenzung zu depressiven Erkrankungen bestehen einige differentialdiagnostische Empfehlungen, die hier darzustellen den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde und nur eine weitere theoretische Klassifikation bedeuten. Für den praktischen pädagogisch-therapeutischen Umgang mit den Betroffenen spielt die Differenzierung der Demenz-Diagnosen lediglich eine untergeordnete Rolle. Vor diesem therapeutischen Hintergrund ist es vielmehr wichtig, die grundlegende individuelle Symptomatik des Krankheitsverlaufes herauszukristallisieren, da die genaue Erfassung der betreffenden subjektiven Symptomausformungen bzw. der individuellen Kompetenzen und Defizite des Erkrankten ausschlaggebend sind für die individuelle Unterstützung und Therapie. Die Betonung individuell differenzierter Handlungsmöglichkeiten ist notwendig, da psychoorganische Störungen keine einheitlichen, schicksalsbedingten Abbauprozesse sind, sondern von verschiedenen Faktoren aus dem somatischen sowie psychischen und sozialen Bereich verursacht werden und daher im Rahmen einer entsprechenden psychosozialen Behandlung beeinflusst werden können (Roether, Bunge 1995; vgl. Junkers 1995; Grond 1991, 1993).

In verschiedenen Studien wird deutlich, daß die Anzahl der Demenzerkrankungen mit zunehmendem Alter ansteigt (z.B. Berliner Altersstudie (BASE) 1996, Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung im Alter (MUGSLA) 1995). Jedoch zeigt sich im Rahmen der BASE als Abweichung bisheriger in der Literatur veröffentlichter Ergebnisse, daß der Anstieg nicht exponentiell verläuft. Für die Gruppe der 95jährigen und älteren ist hinsichtlich der Männer kein Anstieg zu erwarten, während sich die Anzahl der erkrankten Frauen nur minimal erhöht. Die Ergebnisse der Berliner Studie verweisen zudem im Gegensatz zu Welz (1994) auf eine deutliche geschlechtsdifferente Altersabhängigkeit, deren Bedeutung allerdings noch nicht umfassend geklärt ist (Helmchen et al. 1996; Roether, Bunge 1995).

Die Entstehung und Begünstigung dementieller Prozesse hängt von vielfältigen Faktoren ab. Im Rahmen verschiedener Untersuchungen wird zunehmend analysiert, inwiefern dementielle Erkrankungen von sozialen Einflüssen abhängig sind. Einerseits zählt ein niedriges Bildungsniveau zu den demenzbegünstigenden und zudem geschlechtsspezifischen Faktoren (Helmchen et al. 1996), andererseits spricht das Faktum, daß 95jährige und Ältere als bildungsschwache Kohorte nur geringfügig mehr an Demenzen erkrankt sind, gegen diese Korrelation (ebd.).

Dementsprechend wird ein bisher nur schwer analysierbarer Zusammenhang mit der Schichtzugehörigkeit erkannt, d.h. in den niedrigen sozialen Schichten ist die Wahrscheinlichkeit einer Demenz*diagnose* erhöht (vgl. Helmchen et al. 1996; Wiese 1994), welche als Unsicherheitsfaktor den Interpretationsspielraum des Diagnostizierenden andeutet. Allerdings zeigen verschiedene Querschnittstudien, daß der sozioökonomische

Status und das zugrunde liegende berufliche Qualifikationsniveau einem generellen Leistungsversagen im hohen Alter und im Falle neuropsychiatrischer Erkrankungen entgegenwirken kann. Vermutlich wird die durch berufliche Förderung und Forderung jahrzehntelang trainierte Selbständigkeit und Leistungsbereitschaft auch in erschwerten Lebenslagen tragfähig genug sein, um im Alter vor massiven Kompetenzverlusten zu schützen (Roether, Bunge 1995). Dieser Zusammenhang wirkt insbesondere hinsichtlich der Biographie älterer Frauen alarmierend, da der Mehrzahl der weiblichen Lebensläufe durch die Konzentration auf familiäre Reproduktionsleistungen derartige Kompensationsmöglichkeiten fehlen könnten. Es muß betont werden, daß sich nur in vereinzelten Studien signifikante Unterschiede hinsichtlich der Erkrankung bei Frauen und Männern feststellen lassen; das zeigt, daß aufgrund der unterschiedlichen Erhebungsdesigns und Interpretationsmuster keine einheitliche Ergebnisse ermittelt werden können, um diese These zu bestätigen.

In zahlreichen Veröffentlichungen und Untersuchungen erhärten sich die Hinweise auf die Ursachen dementieller Erkrankungen dahingehend, daß neben biologischen Ursachen in entscheidendem Maße auch psychologische Faktoren und soziale Einflüsse beteiligt sind, wodurch zunehmend die individuelle Lebensgeschichte der Betroffenen fokussiert werden muß (Stähelin 1995). Die konkreten Zusammenhänge und Ursachen dieser Erkrankung sind allerdings noch nicht umfassend erforscht, es bestehen zunächst nur einzelne Erklärungsansätze. Die aktuelle Ursachenforschung verweist auf verschiedene Theorien, die sich allerdings untereinander nicht nur ergänzen, sondern im Gegensatz dazu teilweise auch ausschließen (Thiel et al. 1995).

Eine Zusammenfassung möglicher psychosozialer Erklärungen für dementielle Prozesse und Zustände findet sich bei Grond (1991). Anhand der in diesem Rahmen nur knapp skizzierten Übersicht soll die Vielfalt der potentiellen psychischen und sozialen Einflüsse und Ursachen deutlich werden. Aus psychologischer Perspektive kann Verwirrtheit als Reaktion auf Überlastung durch psychische oder soziale Belastungen bei gleichzeitigem Mangel an ausreichenden Ressourcen auftreten (vgl. Kap. 4.4).

Es bestehen daher folgende (tiefen-) psychologische Erklärungsversuche, in denen zum Ausdruck kommt, daß Demenz als Folge unbewältigter seelischer Probleme verstanden werden kann:

Verwirrtheit als

1. Versuch der Abwehr von oder der Anpassung an Geschehen und Situationen,
2. Versagen der bisherigen, gewohnten Abwehrmechanismen,
3. Ich-Schwäche, zum Beispiel aufgrund mangelnder Bedürfnisbefriedigung, Selbstwertkrise, mangelnder Wahrnehmung und Integration von Gefühlen,

4. Reaktion auf Verunsicherung oder Verlust des Identitätsgefühles aufgrund intrapsychischer Widersprüche, beispielsweise gegensätzlicher Wertempfindungen,
5. Ausweg aus unvereinbar erscheinenden Widersprüchen bezüglich der aktuellen Lebenssituation,
6. Folge eines mehrdimensional bedingten geistigen Abbaus, bei dem emotionale, kognitive, soziale, gesellschaftliche, ökonomische oder ökologische Dimensionen des Menschen betroffen sind,
7. Sinnkrise und innere Ziellosigkeit

(a.a.O.).

Darüber hinaus ist ein lerntheoretischer Erklärungsversuch möglich, d.h. Verwirrtheit kann als erlerntes Fehlverhalten interpretiert werden. Der Zustand der akuten Verwirrung wird demzufolge immer dann verstärkt, wenn die Personen des sozialen Umfeldes die mit dem verwirrten, hilflosen Verhalten bezweckten Reaktionen wie z.B. Zuwendung, Mitleid oder auch Zurückhaltung äußern (a.a.O.).

Hinsichtlich der Ansatzpunkte tiergestützter Therapie bzw. Tierhaltung im Alter (vgl. Kap. 2) wird deutlich, daß Tiere insbesondere im Falle der Ich-Schwäche, der emotionalen und sozialen Bedürfnisbefriedigung, der Steigerung des Selbstwertgefühles, der Wahrnehmung und Äußerung von Gefühlen, der Festigung des Identitätsgefühles aufgrund der Inhabung von sozialen Rollen, der Realitätswahrnehmung und -bewertung und der Bewußtwerdung von Aufgaben, Zielen und Sinn von Bedeutung sind.

Die Erklärungsschwerpunkte Gronds verweisen auf den Einfluß kritischer Lebensereignisse und das Erleben subjektiver Krisensituationen als mögliche Ursache primärer Demenzerkrankungen, auf die an dieser Stelle noch nicht näher eingegangen wird; in Kapitel 4.4 erfolgt eine nähere Betrachtung dieser These und beleuchtet aus dieser Perspektive differenziert die Bedeutung von Tieren im Alter.

Im Rahmen einer befürwortenden, aber dennoch kritischen Betrachtungsweise therapeutischer Interventionen im Alter soll betont werden, daß die Grenze des wohlmeinenden Effektes zur vermeintlichen Steigerung des Wohlbefindens mit dem Effekt der Nötigung verschwimmen kann. Sicherlich ist die Intention therapeutischer Interventionen ausschlaggebend (vgl. Greenwald 1987), jedoch ist aus humanistischer Sicht der Rückzug insbesondere dementer alter Menschen vor deren biographischem Hintergrund eine subjektiv sinnvolle Vermeidung schmerzhafter Erkenntnisse bezüglich der derzeitigen Situation. Es ist entscheidend, welche lebenswerte Umwelt und Wirklichkeit als Ersatz für die subjektiven Welten der psychisch veränderten Älteren geboten werden. Obwohl Tiere Anregung bieten, Quelle der Wärme, Nähe und Freude sein können und Kontakt zu den Mitmenschen erleichtern, darf nicht darüber hinwegtäuscht werden, daß insbesondere hinsichtlich des Umganges mit und der Versorgung von psychisch veränderten alten Menschen dem sozialen

Umfeld die Verantwortung obliegt, diesen Personen eine Atmosphäre der Wärme und des Respekts zu schaffen. Der Einsatz von Tieren soll und kann diese Aufgabe menschlicher Betreuer und Begleiter nicht ersetzen.

5.1.1 Prävalenz dementieller Syndrome

Da keine einheitliche Definition der Symptomatik und Klassifizierung und daher eine erschwerte Diagnostik hinsichtlich dementieller Erkrankungen besteht, geben nachfolgende Zahlen nur tendenzielle Angaben über die Verteilung und Häufigkeit wieder.

Um der Unüberschaubarkeit an unterschiedlichen Daten aufgrund diverser Diagnose- und Interpretationsverfahren zu entgehen, werden folgende Zahlen der Studie von Welz (1994) entnommen. Diese Werte entsprechen einem mittleren Maßstab und werden in leichte kognitive Störungen mit nur geringen Verhaltensauffälligkeiten und mittelgradige bis schwere Demenzstadien mit zunehmenden Erlebens- und Handlungseinbußen unterschieden.

Tabelle 4: Prävalenz leichter kognitiver und mittlerer bzw. schwerer dementieller Störungen

Alter	leichte kognitive Störung	mittelgradige bis schwere Demenz
65 - 69	14,3 %	0 %
70 - 74		4,2 %
75 - 79	10,3 %	7,7 %
80+	35,9 %	15,4 %

Zit. nach Welz (1994, S. 79)

Welz bestätigt die bereits in früheren Studien herausgefundene Auffälligkeit, daß sich die Demenzhäufigkeit in der jeweils um fünf Jahre älteren Probandengruppe - beginnend bei den 65- bis 70jährigen - ungefähr verdoppelt. Die in dieser Studie zunächst bemerkte höhere Erkrankungsrate bei Frauen wies allerdings keine statistische Signifikanz auf. Erst im Verlauf einer Längsschnittstudie, die Heime und Privathaushalte gleichermaßen berücksichtigt, könnte geprüft werden, ob auffällige Geschlechtsunterschiede auf einer ungleichen Einschätzung und Behandlung von Männern und Frauen beruhen (a.a.O.).

Ungefähr 90-95 % aller Demenzen lassen sich einer degenerativen Demenz (z.B. Demenz vom Alzheimer Typ, DAT) oder einem vaskulären Typ (z.B. Multi-Infarkt-Demenz, MID) bzw. Mischformen dieser beiden Formen zuordnen (Bruder 1996, S. 7f.). Der Anteil der DAT an den primären Demenzen wird von verschiedenen Autoren unterschiedlich eingeschätzt, die Zahlenangaben variieren zwischen 60-70 % (vgl. Haag 1988, S. 520). Bruder (1996, S. 6) schätzt, daß die DAT insgesamt ca. 50 % aller Demenzerkrankungen ausmacht. In nur etwa 5 % der DAT-Erkrankungsfälle kann eine genetische Fixierung nachgewiesen werden,

zur Klärung der übrigen Erkrankungen werden diverse andere Ursachen diskutiert, darunter auch die im Zusammenhang dieser Arbeit wichtigen psychosozialen Faktoren (a.a.O.). Der Anteil der MID an allen Demenzerkrankungen wird auf ca. 25 % geschätzt, Mischformen (DAT/MID) auf 15-20 % (Bruder 1996, S. 7). Die verbleibenden 5-10 % aller Demenzerkrankungen werden verschiedenen anderen, selteneren Demenzformen zugeordnet (Bruder 1996, S. 8).

In der öffentlichen Diskussion (Westfälische Rundschau 1997) wird während der nächsten Jahren ein weiterer Anstieg dementieller Erkrankungen erwartet. Aufgrund der Ergebnisse einer Untersuchung in Dortmund und Wiesbaden wird für die Jahre von 2000 bis 2020 ein Anwachsen der Demenzerkrankungen von ca. 1,5 Millionen auf ca. 2,2 Millionen prognostiziert.

Dieser Trend verweist auf die steigende Bedarfslage der adäquaten Versorgung dementiell erkrankter Menschen sowohl in Privathaushalten als auch in Institutionen. Ca. 40% der Betroffenen werden zur Zeit in stationären Einrichtungen der Altenhilfe, die verbleibenden 60 % in Privathaushalten versorgt. Jedoch verweilen nicht alle privat gepflegten Personen bis zu ihrem Tode in den Haushalten, so daß insgesamt fast zwei Drittel der Erkrankten ihren letzten Lebensabschnitt im Heim verbringen; hierdurch wird die Anzahl der dementiell erkrankten Heimbewohner stark erhöht (Roether, Bunge 1995, S. 290; vgl. Helmchen et al. 1996, S. 204).

5.2 *Depressives Syndrom*

Eine Depression wird definiert als anhaltende, krankhafte Traurigkeit und Niedergeschlagenheit im Sinne einer dauerhaften „negativen Stimmungsveränderung von wechselnder Intensität,, (Junkers 1995, S. 157).

Die exogen bzw. psychosozial verursachten depressiven Syndrome werden unterschieden in:

- a) neurotische Depression, die auf biographische Prägungsfaktoren zurückgeführt werden kann und häufig ein Teil des Erscheinungsbildes der Persönlichkeit des Betroffenen geworden ist und
- b) reaktive Depression, die als unangemessen schwere und anhaltende Reaktion auf belastende Lebensereignisse auftritt

(Bruder 1996; Thiel et al. 1995).

Eine Depression kann sich aufgrund verschiedener seelischer, körperlicher und sozialer Einflüsse äußern; hinsichtlich der Schwere und der konkreten individuellen Ausprägung der Erkrankung wird immer wieder auf die Rolle der vor dem Ausbruch bestehenden (prämorbid) Persönlichkeitsstruktur hingewiesen (vgl. Bruder 1996; Junkers 1995).

Die allgemein auffälligen psychischen Hauptsymptome der Angst, Hoffnungslosigkeit, Traurigkeit, Weinerlichkeit, des verminderten Selbst-

wertgefühles, der Geheimmtheit, inneren Leere und des Gefühles der Gefühllosigkeit, welche einhergehen können mit den Symptomen der Depersonalisation und Derealisation (Thiel et al. 1995; Maletzki, Stegmayer-Petri 1995) wurden schon hinsichtlich des Einsatzes von Tieren als beeinflussbar im Sinne einer Verbesserung des emotionalen Zustandes thematisiert (vgl. Kap. 2). Durch das Unvermögen des Betroffenen, seinen Gemütszustand selbständig und anhaltend zu verbessern, wird der sozialen Umwelt das Mitgefühl und Verständnis erschwert und der zwischenmenschliche Kontakt belastet (vgl. Junkers 1995). Dadurch entsteht die Gefahr der sozialen Isolation und Einsamkeit des depressiven Menschen. Ein Tier bietet dem depressiv erkrankten Menschen einerseits eine von diesem Prozeß des Rückzuges unbeeinflussbare persönliche Kontaktquelle, andererseits eine Kontaktquelle im Sinne eines sozialen Katalysators.

Depressive Erkrankungen weisen ein äußerst vielgestaltiges Erscheinungsbild auf, so daß bisher kein einheitliches psychiatrisches Klassifikationsschema besteht. Ebenso vielfältig wie unsicher sind daher die Annahmen über die möglichen Entstehungsbedingungen (ebd.). Mit zunehmendem Alter der Klienten rücken multifaktorielle Ursachen und komplexe Wechselwirkungen wie z.B. biologische Faktoren, soziologische Einflüsse, lebensverändernde Ereignisse, Persönlichkeitsfaktoren und individuelle Bewältigungsstrategien in den Vordergrund der Erklärungs-bemühungen (Welz 1994).

In Anlehnung an Häfner (1986) äußert Haag (1988), daß gerade hinsichtlich der Altersphase spezifische belastende Ereignisse, die depressive Reaktionen auslösen können, wahrscheinlicher werden bzw. kumulieren: Verlust naher Angehöriger und Freunde, Schrumpfen des sozialen Netzwerkes, Ausgliederung aus dem Berufsleben, Statusverlust, Verschlechterung der ökonomischen Situation bis zur Armut, chronische Krankheit, Nachlassen der körperlichen Leistungsfähigkeit, Verlust der Selbständigkeit und wachsende Abhängigkeit von Hilfeleistungen bis hin zur Heim-einweisung.

Verschiedene Untersuchungen weisen jedoch darauf hin, daß bei depressiven Erkrankungen eine entsprechend eindeutige Altersabhängigkeit fehlt (Helmchen et al. 1996; Roether, Bunge 1995; Welz 1994). Allerdings muß diesbezüglich geklärt werden, ob und inwiefern Depression höhere Mortalität verursacht oder in einem positiven Zusammenhang steht mit beginnender Demenz und negativ korreliert mit schwerer Demenzerkrankung (Helmchen et al. 1996) (vgl. Kap. 4.1).

Depressive Störungen im Alter sind auf eine mehrdimensionale individuelle Entstehungsgeschichte zurückzuführen. Im Vordergrund stehen psychosoziale Risikofaktoren, die in folgenden Erklärungsansätzen thematisiert werden (Grond 1993a):

1. Streß durch belastende Lebensereignisse: Wenn es zu einer Häufung kritischer, als bedrohlich erlebter Ereignisse kommt und weder die

psychischen Ressourcen noch die soziale Unterstützung zur Bewältigung ausreichend sind, wirken sich diese Ereignisse als Dauerstreß aus, der zu psychischer Erschöpfung und depressiver Gefühlslage führen kann.

2. Lerntheoretischer Ansatz: Durch den Mangel an positiver Verstärkung der subjektiven Selbständigkeit des Betroffenen und die Zunahme an negativen Verstärkern, wie z.B. das Erleben von Versagen oder Ablehnung durch andere, steigt die depressive Grundstimmung.
3. Kognitiv orientierter Ansatz: Menschen werden depressiv, wenn ihre Wahrnehmung und Interpretation von Situationen verzerrt und negativ gefärbt bzw. in aussichtsloser Erwartung (Kontrollverlust) geschieht, sie dadurch zu einer permanent negativen Selbstwahrnehmung, -bewertung und -verstärkung gelangen, ohne auf früher in der Biographie herausgebildete Kompensationsmöglichkeiten (Kompetenzen) zurückgreifen zu können.
4. Tiefenpsychologischer Ansatz: In den Worten Gronds (1993a, S. 43) ist „das tyrannische Gewissen, das anerzogene sadistische Überich, der Perfektionismus oder die überhöhten Vollkommenheitsansprüche an sich selbst ein wesentlicher Grund für die ständige Kränkung des Selbstwertgefühls besonders Älterer, die immer weniger perfekt sein können„. Diese anhaltende Überforderung führt schließlich zu realitätsverzerrenden Gedanken und depressiven Gefühlen. Darüber hinaus werden Parallelen zu den Entwicklungsaufgaben Eriksons deutlich: aus mangelndem Urvertrauen vermeidet ein depressiver Mensch intime Beziehungen, so daß er in ständiger Einsamkeit ohne existentielle Unterstützung lebt, und aus mangelnder Autonomie und Initiative vermeidet er selbstbestimmte Entscheidungen. Stattdessen neigt dieser Mensch zu Schuldgefühlen, die in Selbstaufgabe und Depression münden.
5. Sinnorientierter Ansatz: Aus dieser Perspektive neigt derjenige zu Depression, „wer als Älterer in der Zukunft keine Ziele, keinen Sinn mehr sieht, weil er keine Aufgaben mehr zu erfüllen hat, und keine Hoffnung mehr aufbringt, weil er jede Situation als schicksalhaft, d.h. von ihm selbst nicht zu verändern und nicht zu kontrollieren erlebt„ (Grond 1993a, S. 44). In Anlehnung an Kruse verweist Grond (ebd.) auf die notwendige Unterstützung durch die soziale Umwelt, da ältere Menschen ein selbständiges und sinnerfülltes Leben nicht nur aufgrund persönlicher Fähigkeiten aufrecht erhalten können.

Die Tierhaltung und die tierliche Unterstützung in therapeutischen Situationen zeigt mit Blick auf diese theoretischen Perspektiven depressiver Risikofaktoren präventive und schadensmindernde Auswirkungen: Die vorbehaltlose Zuneigung und die Abhängigkeit eines Tieres von der Versorgung des Menschen als Zeichen dessen Selbständigkeit und Leistungspotential kann im alltäglichen Leben und insbesondere durch

therapeutische Betonung als positive Verstärkung eingesetzt werden. Die positive emotionale Unterstützung durch ein Tier kann zur Verbesserung der Selbstwahrnehmung und -bewertung beitragen und das subjektive Kontrollgefühl stärken, wodurch die Leistungsmotivation erhöht und die Wahrnehmung der individuellen Situation und vorhandenen Möglichkeiten korrigiert werden kann. Dadurch kann ein Gefühl der Selbstbestimmung mit wachsender Motivation zu Eigeninitiative und Öffnung gegenüber der sozialen Umwelt entstehen, infolge dessen die Möglichkeiten der zwischenmenschlichen Kontakte und Unterstützung zunehmen. Wie bezüglich des Person-Umwelt-Konzeptes thematisiert wurde, erlangen die Möglichkeiten der Umwelt als Basis für die Verwirklichung individueller Wünsche und Ziele vor dem Hintergrund nachlassender Kompetenzen im Alter besondere Bedeutung. In Anlehnung an das Prinzip des sich ausweitenden Zirkels von Wärme und Unterstützung (Corson, O'Leary Corson 1980) durch ein Tier als sozialer Katalysator kann der Lebensinhalt und -sinn, der sich zunächst schwerpunktmäßig auf das Tier bezieht, nun auch auf zwischenmenschliche Beziehungen ausweiten.

5.2.1 Prävalenz depressiver Syndrome

Die Angaben zur Altersverteilung und Häufigkeit depressiver Erkrankungen im Alter weichen aufgrund der uneinheitlichen Erfassungsmethoden stark voneinander ab.

Schwere Formen der Depression, denen meist depressive Phasen in jüngeren und mittleren Lebensabschnitte zugrunde liegen, werden bei ca. 2-3% der Altenpopulation diagnostiziert. Leichtere Formen depressiver Verstimmungen sind von diesen nicht immer klar abzugrenzen, die Prävalenzangaben schwanken dementsprechend stark: die Durchschnittswerte variieren zwischen ca. 8% (Bruder 1996) und 27,4% (Welz 1994) bei den über 65jährigen. Die Mehrzahl der Untersuchungen bestätigt eine mit zunehmendem Lebensalter ansteigende Prävalenz der Depression (Welz 1994).

Allerdings nimmt im Gegensatz zur Demenz die Prävalenz der Depression nur bis zum 70. bzw. 80. Lebensjahr zu, jenseits des 80./85. Lebensjahres (a.a.O., S. 75 u. 142; vgl. Helmchen 1996) bzw. 70./75. Lebensjahres (Roether, Bunge 1995, S. 293 u. 303) zeichnet sich kein weiterer Anstieg ab. In allen Altersgruppen sind Frauen quantitativ stärker betroffen als Männer (Welz 1994, S. 142; vgl. Bruder 1996, S. 29). Die folgenden Zahlen zur Prävalenz stammen aus der repräsentativen Studie von Welz (1994) und sollen die tendenzielle Verbreitung des Krankheitsbildes vermitteln. Da die Ermittlung der Daten abhängig ist von dem jeweiligen Erhebungsdesign und Klassifikationsschema, können die Ergebnisse zu einem nur schwer zu ermittelnden Merkmal wie Depressivität lediglich als Annäherung an die tatsächliche Verbreitung gewertet werden. Die folgende Tabelle zeigt den prozentualen Anteil depressiver Erkrankungen in den jeweiligen Altersgruppen.

Tabelle 5: Prävalenz depressiver Erkrankungen

Alter	Prävalenz depressiver Erkrankungen
65 - 69	17,9%
70 - 74	14,6%
75 - 79	43,2%
80 +	42,1%

Zit. nach Welz (1994, S. 75 f.)

5.3 Persönlichkeitsstörungen und Neurosen

Hinsichtlich psychischer Probleme im Alter stehen vor allem zwei Erkrankungen im Vordergrund: Demenz und Depression. Im Gegensatz zu diesen eher „klassischen“, gerontopsychiatrischen Krankheitsbildern (vgl. Kap. 4.1 und 4.2) besteht hinsichtlich Neurosen und Persönlichkeitsstörungen im Alter eine weitaus größere Unklarheit und Unsicherheit bezüglich Definition, Diagnose, Klassifikation und vor allem Entstehungsfaktoren (vgl. Junkers 1995). Dies zeigt sich vordergründig an der Tatsache, daß wenig explizite Literatur vorhanden ist und die existierenden Veröffentlichungen um Klarheit und Differenzierung ringen. Die wenigen verfügbaren Daten weisen daher große Unterschiede auf und müssen kritisch und unter Vorbehalt betrachtet werden.

Neurosen zählen zu den psychischen Störungen ohne erkennbare organische Grundlage. Aus tiefenpsychologischer Perspektive entstehen sie durch eine „Störung der Erlebnisverarbeitung aufgrund unzureichender (symbolischer) Verarbeitungsversuche unbewußter frühkindlicher Konflikte und Traumata, die sich im Erleben und Befinden äußern und auch Auswirkungen auf das Verhalten zeigen,“ (Junkers 1995, S. 200). Damit einher geht das Unvermögen, Konflikte eigenständig und zufriedenstellend lösen zu können.

Neurosen weisen im wesentlichen die Symptome der ausgeprägten Angst, hysterischen Ausdrucksformen, Phobien sowie Zwangssymptome und Depressionen auf (ebd.). Aufgrund dieser Vielgestaltigkeit ist es schwierig, ein umfassendes und zutreffendes Bild dieser psychischen Störungen zu erstellen.

Darüber hinaus wirken sich neurotische Störungen massiv auf das körperliche Empfinden aus: Lehr (1991) weist darauf hin, daß ansteigende, psychiatrisch ermittelte Werte für Neurotizismus mit zunehmenden subjektiven Angaben über Herz-Kreislauf- und Verdauungsbeschwerden sowie häufige Krankheiten und Müdigkeit einhergehen. Allerdings muß hierbei berücksichtigt werden, daß sich hinsichtlich der subjektiven Angaben über das Gesundheitsempfinden immer der Einfluß vorhandener neurotischer Störungen niederschlägt (ebd.).

Die meisten Autoren weisen darauf hin, daß im Alter wahrscheinlich selten direkte Erstmanifestationen von Neurosen auftreten, sondern nach

sorgfältiger Anamnese die entsprechenden Störungen in der früheren Biographie der Betroffenen ermittelt werden können (vgl. Junkers 1995).

Von diesen konkreten neurotischen Störungen, die gegenüber Neurosen in jüngeren Lebensjahren scheinbar weniger scharfe Konturen aufweisen (a.a.O.), sind Persönlichkeitsstörungen zu unterscheiden.

Persönlichkeitsstörungen liegen vor, wenn „die Störungen zu einem subjektiven Leidensgefühl führen, auch wenn keine eigentlich neurotische Symptomatik vorliegt. Das **Leidensgefühl** ist dabei nicht um ein Symptom konzentriert, sondern **diffus**. -Außerdem treten eine Reihe von ausgeprägten Störungen ohne charakteristisches Leidensgefühl auf, die aus psychodynamischem Verständnis den „frühen Störungen,, zugerechnet werden, die als schwer bzw. schlecht therapierbar gelten: z.B. Sucht, Delinquenz, Perversion,, (a.a.O., S. 197 - Hervorhebungen im Original).

Typisch für Persönlichkeitsstörungen ist ihre „Symptomlosigkeit,, d.h. der Betroffene leidet nicht an einem konkreten Symptom, sondern die Störung scheint insgesamt zu dem Charakterbild desjenigen zu passen. Dazu gehört ein diffuses Gefühl der allgemeinen Unzufriedenheit, d.h. der Unfähigkeit, etwas als befriedigend empfinden zu können oder das Gefühl, trotz allen Bemühens immer wieder die verschiedensten Niederlagen zu erleben (a.a.O.).

Aufgrund der verwischten Konturen ehemals konkreterer Neurosen und der Symptomlosigkeit der Persönlichkeitsstörungen wurden diesen Formen der psychischen Probleme im Alter bisher nur wenig Beachtung geschenkt. Die Vermutung liegt nahe, daß derart begründete Erlebensdefizite und Verhaltensauffälligkeiten statt dessen weniger als behandlungsbedürftiger denn als „normaler,, Alternsprozess im Sinne des Defizitmodelles interpretiert wurde. Weitere Untersuchungen zu diesen psychischen Problemen sind dringend notwendig, da hinsichtlich der psychischen Gesundheit im Alter deren Auswirkungen auf die körperliche Befindlichkeit und das ganzheitliche Wohlbefinden deutlich werden und zunehmend an Bedeutung gewinnen. Es finden sich lediglich vereinzelte Hinweise, daß die Lebenszufriedenheit der Betroffenen unter derartigen psychischen Störungen eingeschränkt ist: „Emotional labile oder neurotische Personen sind also korrelativ betrachtet nach eigenen Angaben weniger zufrieden mit ihrem eigenen Altern als emotional eher stabile Personen,, (Staudinger et al. 1996, S. 326). Zudem weisen sie in qualitativer und quantitativer Hinsicht erhöhte negative Empfindungen auf, können schlechter mit belastenden Situationen umgehen und erleben nur ein geringes Gefühl an Kontrollmöglichkeit (Costa, McCrae 1985, zit.n. Staudinger et al. 1996). Darüber hinaus stellen Kurz und Lauter (1992) fest, daß zu den Neurosen zählende Angststörungen gerade jenseits des 65. Lebensjahres verbreiteter sind, als bisher angenommen wurde und daher ebenfalls zu den wichtigsten psychischen Gesundheitsproblemen im Alter zählen. Allerdings fehlen weitergehende systematische Untersuchungen zur therapeutischen Behandlung älterer Angstpatienten (ebd.).

Zur Verbreitung neurotischer Veränderungen und Persönlichkeitsstörungen im Alter liegen keine verwertbaren Angaben vor. Die Zahlen bezüglich der Persönlichkeitsstörungen variieren aufgrund der verschiedenen Klassifikationsschemata zwischen 3 % und 13 %. Es wird vermutet, daß die verschiedenen neurotischen Erkrankungen zusammen mit den Persönlichkeitsstörungen den größten Anteil an gerontopsychiatrischer Morbidität darstellen (Radebold 1991, zit.n. Junkers 1995, S. 202). Allerdings mangelt es an Hinweisen auf genauere Untersuchungen zu derartigen psychischen Störungen und entsprechenden Interventionsmöglichkeiten im Alter.

Die folgenden Kapitel zeigen mögliche Erklärungsmuster für die Entwicklung psychischer Erkrankungen im Alter und konzentrieren sich auf psychosoziale Risikofaktoren. Der Schwerpunkt der Überlegungen bezieht sich auf die Rolle kritischer Lebensereignisse und deren Auswirkungen auf die psychische Befindlichkeit. Aus dieser Perspektive wird untersucht, inwiefern sich tiergestützte Therapie und Tierhaltung im Alter schadensmindernd oder auch präventiv auf Erlebens- und Verhaltensstörungen auswirken kann.

5.4 Kritische Lebensereignisse und Krisenerleben als psychischer Risikofaktor

Die Entstehung psychischer Störungen läßt sich kaum durch eine einfache Erklärung zufriedenstellend beantworten; es muß davon ausgegangen werden, daß immer eine Anzahl verschiedener Faktoren derartige Problementwicklungen beeinflusst und begünstigt. Daher wird im Folgenden der Appell von Ulich (1987, S. 155) berücksichtigt, hinsichtlich der Ursachenforschung besser von Risikofaktoren zu sprechen, „um die vielschichtige Vernetztheit der vielen Bedingungen und die Unmöglichkeit monokausaler Erklärungen hervorzuheben,„.

Bei der Entstehung von psychischen Erkrankungen erlangen insbesondere psychosoziale Einflüsse an Bedeutung. Als eine plausible Form psychosozialer Risikofaktoren werden die Auswirkungen sogenannter kritischer Lebensereignisse untersucht. Das Konzept der kritischen Lebensereignisse dient zur Erfassung bedeutungsvoller individueller Erfahrungen, ihrer Bedeutung bzw. ihres Streßwertes für das Individuum und ihrer Konsequenzen hinsichtlich dessen psychischer Entwicklung.

Kritische Lebensereignisse können als intrapersonelle (z.B. Krankheit) oder interpersonelle (z.B. Tod eines Angehörigen) erschütternde Ereignisse oder Prozesse beschrieben werden, welche mit intensiv erlebten negativen (oder auch positiven) Gefühlen einhergehen und eine Phase des subjektiven Ungleichgewichtes verursachen, in denen die Lebensroutine gestört und das Gefühl der Sicherheit bzw. der Kontroll-

möglichkeit vermindert oder aufgehoben ist (Filipp 1981, zit.n. Wahl 1991).

Im Verlauf eines Lebens finden mehrere Ereignisse statt, die von jedem Individuum unterschiedlich kritisch erlebt und bewertet werden. Diese Ereignisse können tatsächlichen Geschehen (z.B. der Tod eines Angehörigen) oder auch einer Art Gewährwerden der realen Situation entsprechen (z.B. das Bewußtwerden, daß die noch verbleibende Lebenszeit kürzer sein wird als die bisher gelebte Zeit). Zu den Krisen auslösenden Faktoren zählen demnach nicht nur tatsächlich eingetretene Verluste im sozialen, gesundheitlichen oder materiellen Bereich, sondern zum Beispiel auch ängstlich übersteigerte Verlusterwartungen. Diese Erwartungen und Ereignisse werden subjektiv stark belastend erlebt oder bedeuten eine langfristige Bedrohung des Wohlbefindens, aufgrund dessen eine depressive oder dementielle Reaktion erfolgen kann. „Nicht Verluste oder Veränderungen per se wirken krankheitsauslösend, sondern die spezifische Bedeutung, die diese in einer gegebenen Lebenslage haben. Die auslösenden Ereignisse bestimmen mit, *wann* eine depressive Reaktion auftritt,“ (Ulich 1987, S. 190 - Hervorhebung im Original; vgl. Filipp 1996).

Ein kritisches Geschehen verursacht ein Belastungserleben auf ganzheitlicher, das Denken, Empfinden und Handeln umfassender Ebene; dadurch entsteht häufig ein diffuses Gefühl der Bedrohung der Identität (vgl. Ulich 1987). In der Auseinandersetzung mit derartigen Erlebnissen können daher die dem Individuum routinemäßig zur Verfügung stehenden, in diesem Sinne alltäglichen Bewältigungsstrategien nicht angewendet werden, weil diese der Situation unangemessen oder unpassend sind und daher eine „erfolgreiche,“ Auseinandersetzung mit dem Ereignis und eine „gelungene,“ Anpassung im Sinne der Assimilation der Auswirkungen erfolglos bleibt (vgl. Wahl 1991).

Die Differenzierung der von Grond (1991, 1993, 1993a) thematisierten psychosozialen Faktoren bezüglich dementieller und depressiver Erkrankungen kann die psychischen Symptome der Verwirrung und der Depression in der Konfrontation mit oben genannten Ereignissen als Personaspekte im Sinne der psychischen Überforderung und des Mangels an ausreichenden personalen Ressourcen sowie in Anlehnung an den Aspekt der Wechselwirkung als Reaktion auf spezifische Anforderungen und Ereignisse der Umwelt bei gleichzeitigem Mangel an sozialer Unterstützung erklären.

Das Konzept der kritischen Lebensereignisse weist ohne diesen Hintergrund der Erkenntnisse des Person-Umwelt-Konzeptes einige Schwächen auf, da zum Beispiel das Phänomen dauerhaft benachteiligender Lebenslagen vernachlässigt wird und hauptsächlich primär punktuelle Geschehen und Erfahrungen fokussiert werden. Zudem müssen auch Ereignisse berücksichtigt werden, die einer Person nicht grundlos widerfahren, sondern teilweise durch einen spezifischen Lebensstil oder

einzelne Handlungen begünstigt und herausgefordert werden (Filipp 1996). Darüber hinaus ist hinsichtlich der psychischen Entwicklung weniger das Ereignis oder der konkrete Konflikt entscheidend als vielmehr das subjektive Erleben und die individuelle Weise der Auseinandersetzung mit diesem. Daher reicht es nicht, das kritische Ereignis isoliert zu betrachten, sondern es ist notwendig, dieses vor dem Hintergrund des individuellen Person-Umwelt-Kontextes (z.B. biographischer Hintergrund, gegenwärtiger situativer Kontext, kognitive Repräsentanz des Konfliktes, individuelle Reaktionsformen, verfügbare person- und situationsbezogene Ressourcen, Erfahrungen mit früheren Lebenssituationen, auf die Zukunft gerichtete Hoffnungen und Befürchtungen, übergeordnete Werte, Themen, Überzeugungen und Einstellungen) zu untersuchen (Robrecht 1994; vgl. Wahl 1991).

Trotz der kritischen Betrachtungsmöglichkeit dieses Konzeptes stellt es einen geeigneten Ansatz dar, die psychischen Person-Aspekte zu fokussieren, den Alternsprozess und auftretende psychische Probleme hinsichtlich individueller, kritisch erlebter Einflüsse zu analysieren und der Einzigartigkeit jeder Biographie Rechnung zu tragen. Dadurch wird ein tieferes Verständnis für den Alternsprozess als solchen und dessen ganz individuelle Ausformungen und persönliche Eigenarten bzw. psychische Problematiken ermöglicht. Folglich entsteht dadurch die Möglichkeit, psychische Krankheit im Alter als *„Ausdruck der jeweiligen Persönlichkeit, wie sie sich im individuellen Lebenslauf in der Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Setzung herausgebildet hat, also als eine Konsequenz des gesamten Lebenslaufes,“* zu verstehen (Junkers 1991, S. 476 - Hervorhebungen im Original).

Verfolgt man diesen Gedankengang konsequent weiter, so wird damit gleichzeitig ausgesagt, daß die dementiellen und depressiven Symptome der psychischen Störungen für das Individuum biographisch herzuleiten und erklärbar sind und durchaus einen subjektiven Sinn (Ginger, Ginger 1994) erfüllen können. Durch derartige psychische Veränderungen können Emotionen zugelassen oder auch abgewehrt werden, sie können als verschlüsselter Hilferuf oder als Form des Rückzuges aus dem Leben verstanden werden und zeigen somit allesamt fehlgeleitete Formen der Bewältigung von Lebenskrisen. Diese Interpretation impliziert allerdings auch entsprechende personologische und umweltbezogene Möglichkeiten, an denen Interventionen zur Verbesserung der subjektiven Situation ansetzen können. In Anlehnung an den globalen theoretischen Hintergrund der Interventionsgerontologie zählen dazu alle *„Maßnahmen zur Herbeiführung eines größeren psychophysischen Wohlbefindens des alternden Menschen,“* (Lehr 1979, S. 2). Wahl betont dabei *„die komplette Skala von geplanten und zielgerichteten Eingriffen zur Veränderung des Erlebens und Verhaltens von Personen,“* (Wahl 1991, S. 156 - Hervorhebungen im Original). Dazu zählen einerseits durch Tiere unterstützte, konkrete Therapiesituationen sowie andererseits die durch Tierhaltung

möglichen therapeutischen Effekte, die ohne konkrete Intervention positive Auswirkung auf das menschliche Verhalten und Befinden zeigen.

Da sowohl im Rahmen tiergestützter Therapiesituationen als auch im alltäglichen Umgang mit Tieren hinsichtlich des Zieles der Steigerung des psychophysischen Wohlbefindens positive Effekte zu erwarten sind und sich die Unterscheidung hauptsächlich durch den *Grad* an Planung und Zielgerichtetheit der tierlichen Unterstützung vollzieht, können beide Möglichkeiten zu den Maßnahmen im Rahmen der Interventionsgerontologie gezählt werden. Interventionen können verschiedene Dimensionen des menschlichen Lebens, so zum Beispiel das subjektive Verhalten und Erleben des alten Menschen, dessen soziale Umwelt oder seine dingliche Welt anzielen (Wahl 1991). Die durch Tiere unterstützte therapeutische Situation als spezifische Interventionsmaßnahme sowie die Tierhaltung im Alltag fokussieren sowohl personologische Aspekte wie zum Beispiel das subjektive Verhalten und Erleben als auch die Dimensionen der Umwelt bzw. der individuellen Wechselwirkung und zeigen Auswirkungen auf die psychische Befindlichkeit.

Um die Entstehung psychischer Störungen differenzierter erklären zu können, ist es notwendig, das Konzept der kritischen Lebensereignisse mit weiteren Erkenntnissen aus der Krisen- bzw. Streßforschung zu ergänzen, da - wie bereits erwähnt - der Bedeutung und dem Empfinden des Geschehens eine Schlüsselrolle zukommt. Der Aspekt des Krisenerlebens vor dem Hintergrund fehlender Ressourcen und Kompetenzen fungiert damit als Bindeglied zwischen kritischem Lebensereignis und der Entwicklung psychischer Störungen und Verhaltensauffälligkeiten, „weil man nur mit Hilfe dieses Konzepts den potentiellen Übergang von unmittelbaren zu weiteren Folgen des Erlebens einer Bedrohung einschließlich der Bewältigungsversuche adäquat erfassen kann,“ (Ulich 1987, S. 194).

5.4.1 Der Zusammenhang von subjektivem Krisenerleben, der Entstehung psychischer Krankheiten und der emotionalen Unterstützung durch Tiere

Als Fortführung der bisherigen Überlegungen zu kritischen Lebensereignissen kann eine „Krise,“ als belastender, schmerzhafter Einschnitt, welcher mehr oder weniger vorhersehbar war oder als eine dramatische Zuspitzung eines Geschehens definiert werden (Ulich 1987). Diese Krise kann beschrieben werden als Erschütterung eines bis dahin vorhandenen Gleichgewichtes bzw. als Wendepunkt, der die Lebensroutine zerstört und aus dem sich negativ oder positiv erlebte Veränderungen ergeben werden, welche zunächst das Gefühl der Sicherheit und Kontrolle einschränken oder verhindern (ebd.; vgl. Wahl 1991). Damit wird das subjektive Moment der Wahrnehmung und Bedeutung von Krisen und der bewußten oder unbewußten Reaktionen in krisenhaften Phasen in den Vordergrund der weiteren Überlegungen gerückt.

Im Folgenden soll daher nicht weiter auf die Diskussion um unterschiedliche theoretische Definitionsschwerpunkte und -probleme eingegangen werden, sondern es wird eine Fokussierung des subjektiven psychischen Hintergrundes des Krisenerlebens angestrebt, da auf dieser Basis die These der Entstehung psychischer Störungen erklärt werden kann, ohne daß dazu differenzierte Klassifizierungen verschiedener Krisenkonzepte notwendig sind. Insofern genügt die Definition einer Krise als „ein belastender, temporärer, in seinem Verlauf und seinen Folgen offener Veränderungsprozeß der Person, der gekennzeichnet ist durch eine Unterbrechung der Kontinuität des Erlebens und Handelns, durch eine partielle Desintegration der Handlungsorganisation und eine Destabilisierung im emotionalen Bereich,“ (Ulich 1987, S. 52 f.).

Die durch kritische Ereignisse und Situationen ausgelösten Gefühle und psychischen Befindlichkeiten können auf folgende Weise beschrieben werden: Einerseits kann ein Gefühl der „Herausforderung,“ entstehen, welches zu einer zielgerichteten Strategie mit der Folge von Energie-mobilisierung bzw. zu zweckgerichteten Problemlösungsaktivitäten mit der Chance zur Neuorientierung motiviert, ohne nachhaltige psychische Störungen herbeizuführen. Andererseits kann ein Gefühl der „Bedrohung,“ von Bedürfnissen und der Integrität der Person bzw. ein Gefühl des „Verlustes,“ und der Deprivation mit der Folge von Angst, Verwirrung oder Depression entstehen (ebd.). In ergänzender Anlehnung an Grond (1991, 1993a) erscheint die Entwicklung dementieller oder depressiver Syndrome vor dem Hintergrund des Erlebens psychischer Belastung plausibel: Die Empfindung von Streß bis hin zu psychophysischer Erschöpfung, ein Mangel an sozialer Unterstützung, negative Wahrnehmung der eigenen Kontrollmöglichkeiten und Verringerung der Kompetenzpotentiale, Nachlassen des Selbstwertgefühles und Verlust einer sinnvollen Perspektive gestalten einen Aufschaukelungsprozeß, der ohne ausreichende interpersonelle Unterstützung und angemessene intrapersonelle Kompetenzen bzw. Verarbeitungsmechanismen nicht durchbrochen wird, sondern zur Entwicklung bzw. Verstärkung psychischer Störungen führt. Da die oben aufgeführten Belastungsmomente jedoch jeweils auch als Ansatzpunkt pädagogisch-therapeutischer Interventionen dienen, kann tiergestützte Therapie bzw. die Nutzung des therapeutischen Elementes der Tierhaltung im Alltag einen Beitrag zur Verbesserung der Situation des Betroffenen und zur Beeinflussung pathogener Prozesse, z.B. der negativen Selbstwahrnehmung und des Kontrollverlustes leisten.

Aus der Perspektive der Persönlichkeitsentwicklung wird Krisenbewältigung als entwicklungspsychologischer Prozeß verstanden und gilt als Anreiz bzw. Motor der individuellen Entwicklung, sogenannte „Fehlentwicklungen,“ wie psychische Auffälligkeiten bzw. Störungen eingeschlossen. Im Verlauf jedes krisenhaften Erlebens ergibt sich die Chance der gelungenen, für die psychische Gesundheit des Individuums

förderliche Entwicklung gegenüber der Gefahr zur Fehlentwicklung mit unterschiedlichen psychischen Folgen.

In Anlehnung an den Entwicklungspsychologen E.H. Erikson dominieren während des Erwachsenenalters drei universelle krisenhafte Entwicklungsphasen mit den Möglichkeiten der Entwicklung von Intimität bzw. Isolierung, von Generativität bzw. Stagnation und von Integrität bzw. Lebensekel (Ulich 1987). Betrachtet man über diesen theoretischen Ansatz hinaus das Konzept der Entwicklungsaufgaben des Soziologen und Pädagogen R.J. Havighurst, so ergibt sich ein differenzierteres Bild von potentiell kritischen Ereignissen und Bewältigungsaufgaben, die sich auf die psychische Entwicklung auswirken und Störungen bewirken können. Laut Havighurst zählen zu den konkreten, störungsanfälligen Entwicklungsaufgaben des Erwachsenenalters jenseits des 60. Lebensjahres die Suche nach neuen Rollen und das Engagement bei deren Verwirklichung, das Bemühen um soziale Einbindung, die Akzeptanz des bisherigen Lebens und der altersbedingten (körperlichen und sozialen) Veränderungen sowie die Akzeptanz des Todes (vgl. Filipp 1996; Ulich 1987).

Der Umgang insbesondere mit vertrauten Tieren beinhaltet hinsichtlich dieser Anforderungen an den Entwicklungsprozeß alternder Menschen ein geeignetes Unterstützungspotential. Im Rahmen der therapeutisch geleiteten und auch in der alltäglichen tierlichen Unterstützung ist es möglich, psychischen Störungen präventiv oder rehabilitativ entgegenzuwirken.

Da beide theoretischen Konzepte im Rahmen dieser Arbeit lediglich als verallgemeinerte deskriptive Elemente zur Verdeutlichung möglicher Entwicklungsaufgaben, potentieller Krisen und der Einwirkung durch Tiere dienen, soll an dieser Stelle keine kritische Diskussion der Ansätze erfolgen. Diese allgemeinen Entwicklungsphasen und -aufgaben bilden den Hintergrund für die darüber hinaus notwendig zu betrachtenden Unterschiede an gesellschaftlichen, sozialen und insbesondere individuellen Faktoren und Zusammenhängen hinsichtlich subjektiver Krisenereignisse und der daraus resultierenden psychischen Störungen. Um die Beeinflussung der psychischen Gesundheit im individuellen Fall konkretisieren zu können, müssen in erster Linie die individuelle Ausprägung des jeweiligen kritischen Ereignisses und dessen subjektiv differenzierbare Risikofaktoren betrachtet werden. Diese Möglichkeit wird durch die Anwendung des Konzeptes der kritischen Lebensereignisse eröffnet, da dieses die während des Lebenslaufes möglichen Krisensituationen und deren entwicklungsfördernde bzw. -hemmende Faktoren und die daraus erwachsenden psychischen Konsequenzen thematisiert.

Die genannten universellen Entwicklungsaufgaben und -krisen verweisen auf subjektive Konfliktsituationen, deren unvollständige oder unterlassene Bewältigung psychische Störungen nach sich ziehen können. Da die Entwicklungsaufgaben sowohl individuelle als auch gesellschaftliche

Anforderungen in sich bergen, können sich daraus vielschichtige Bewältigungsanforderungen und dementsprechend vielfältige Probleme ergeben (vgl. Ulich 1987). Die Zusammenfassung beider Konzepte ergibt ein entsprechendes Bild potentieller Krisensituationen: Kritische Ereignisse wie z.B. anhaltende Krankheit und Hilfsbedürftigkeit mit zunehmender Abhängigkeit von Personen der sozialen Umwelt, Krankheit oder Tod des Lebenspartners oder Aufgabe der gewohnten Lebenswelt und Umzug in ein Heim stellen Situationen dar, in denen ein Mensch mit Problemen und Veränderungen konfrontiert wird, die ihn nicht nur kognitiv, sondern in besonderem Maße emotional beanspruchen und belasten. Krisen sind nicht der einzige, hinreichende Risikofaktor der Entwicklung psychischer Störungen, es können zusätzlich weitere Faktoren differenziert werden; dennoch zählen derartige kritische Lebensereignisse und daraus resultierende subjektive Krisen zu den äußerst nachhaltigen und tiefgreifenden Risiken, welche die Entwicklung psychischer Störungen begünstigen.

In Anlehnung an die Person- und Umweltaspekte wurde erläutert, daß durch die Einwirkung von Tieren eine positive Beeinflussung personaler und umweltbedingter Risikofaktoren erfolgte. Die Möglichkeiten der emotionalen Unterstützung durch Tiere beziehen sich in besonderem Maße auf psychische Belastungen in Folge kritischer Ereignisse und Verluste an Kompetenzen bzw. Ressourcen bei gleichzeitigem Mangel an entsprechender sozialer Unterstützung. Die Beziehung zu einem Tier stellt ein subjektiv differenzierbares Potential an emotionaler Unterstützung dar. Der Tierhalter kann sich in dieser Beziehung eine individuell bedeutsame Rolle zuschreiben, bei der das Tier aufgrund seiner Abhängigkeit und Zuneigung häufig eine ähnliche Funktion wie die eines Kindes zugeteilt bekommt. Da das Tier dem Menschen bedingungslose Zuneigung und Akzeptanz entgegenbringt, wird diesem ein natürlicher Umgang mit dem Fremd- und Selbstbild der nachlassenden Attraktivität und der Bewertung der Kompetenzverluste ermöglicht. Durch die meist kürzere Lebenserwartung des Tieres spiegelt es den Alterungsprozeß auf einer das Leben und die Endlichkeit bejahenden Basis wider, wodurch dem Menschen die Möglichkeit gegeben wird, den eigenen Alterungsprozeß, die damit verbundenen Veränderungen und die Endlichkeit jeglichen Lebens im Sinne der Integrität (Erikson) zunehmend zu akzeptieren. Aufgrund der Rolle des Tieres als sozialer Katalysator wird es dem betreffenden Menschen erleichtert Kontakte zu schließen, die eine soziale Einbindung und Verortung ermöglichen und der Gefahr der Isolierung entgegenwirken. Durch die Wechselseitigkeit der emotionalen Beziehung zu einem Tier wird die persönliche Entwicklung in Anlehnung an die Aufgaben und Ziele von Erikson und Havighurst erleichtert, so daß eine Unterstützung und Stabilisierung der psychischen Personaspunkte bzw. Kompetenzen erfolgt.

Unbewältigte Krisen führen generell zu einer verminderten psychischen Plastizität und Belastbarkeit bzw. zu einer erhöhten Verletzbarkeit hinsichtlich weiterer Probleme und Störungen. Jede weitere Krise erlangt

diesbezüglich die Funktion des Auslösers der weiteren, im Sinne des Individuums negativ zu bewertenden psychischen Entwicklung in den Bereichen des Erlebens und Handelns (Ulich 1987).

Um diese kritischen Phasen bewältigen zu können, muß das Individuum über adäquate Bewältigungsstrategien verfügen und diese gezielt einsetzen können. Dabei ist es möglich, daß die bisher bekannten und genutzten Strategien unpassend und daher unwirksam sind oder auch gegenteilige Folgen wie die Erhaltung oder Verschlimmerung der zu ändernden Situation haben. Ohne ausreichende oder wirksame Bewältigungsstrategien bei gleichzeitiger mangelnder Unterstützung seitens des sozialen Umfeldes besteht die Gefahr der psychischen Überforderung (Kruse, Lehr 1996), wodurch psychische Störungen entstehen können. In Anlehnung an das Krisenmodell von Caplan läßt sich die kritische Phase als Schwanken zwischen Hilflosigkeit und bekannten oder modifizierten Bewältigungsversuchen, Resignation und Hoffnung, Planung und Ambivalenz bzw. Zweifel, Erkenntnis der Unausweichlichkeit und Verdrängung theoretisch konkretisieren (Ulich 1987). Das Durchschreiten dieser Krise eröffnet dann die Möglichkeit zu positiver Weiterentwicklung oder zur Fehlentwicklung bzw. psychischen Störung im Sinne der Verfestigung eines der emotionalen Krisenelemente wie z.B. Verzweiflung, Resignation oder Verdrängung, ohne daß der aktuelle Krisenprozeß tatsächlich durch Neuorientierung und Veränderung oder Neubalancierung zur Auflösung gekommen wäre. Die Fehlentwicklung würde bedeuten, daß die entwicklungsförderlichen positiven Anforderungen an das Selbstkonzept des Individuums nicht verwirklicht wurden, so daß statt dessen im Sinne Eriksons negativ erlebte Gefühle wie Einsamkeit und Isolierung, Resignation und Stagnation oder Selbstaufgabe und Lebensekel dominieren.

Zusammenfassend kann daher gesagt werden, daß kritischen Lebensereignissen bzw. dem Erleben einer Krisensituation bei der Entstehung psychischer Störungen eine bedeutsame Rolle zukommt, daß jedoch die emotionale Unterstützung durch Tiere negative Folgen abschwächen, im individuellen Fall vielleicht sogar verhindern kann.

Im Rahmen der „life event“-Forschung wurden kritische Lebensereignisse und deren konkrete Auswirkungen auf die Entwicklung psychischer Störungen untersucht. Als anschauliches Beispiel dient eine Untersuchung zu depressiven Reaktionen, aus der folgende Schlüsse gezogen wurden: In einer Querschnittstudie wurde der Zusammenhang von lebensverändernden Ereignissen und Depression untersucht. Sowohl das objektive Moment verschiedener Ereignisse als auch die subjektiven Bewertungen und Einschätzungen des Betroffenen wurden berücksichtigt, um somit unterscheiden zu können, „ob für den Zusammenhang zwischen Depression und lebensverändernden Ereignissen höhere Werte der depressiven ProbandInnen bei den subjektiven Items verantwortlich sind oder ob bei ihnen tatsächlich mehr objektivierbare negative Veränderungen vorhanden sind,“ (Welz 1994, S. 115). Dabei stellte sich heraus, daß depressiv

Erkrankte häufiger sowohl von objektiven als auch von subjektiv erlebten kritischen Ereignissen und Veränderungen betroffen waren als Personen ohne depressive Symptomatik. Insgesamt bestätigen die Untersuchungsergebnisse die Hypothese, daß sowohl objektiv lebensverändernde Ereignisse als auch subjektiv empfundene, verstärkte oder gar unbewußt herbeigeführte Ereignisse und Situationen mit einem erhöhten Risiko für psychische Störungen im Alter verbunden sind (a.a.O.).

Unter den untersuchten 17 lebensverändernden Ereignissen befinden sich 8 Ereignisse, die signifikant in enger Verbindung mit depressiven Symptomen stehen. Dabei sind die subjektiven Einschätzungen „Niemand da, der Anteil nimmt,“ und „Alleingelassen von wichtigen Personen,“ mit einer außerordentlich hohen Signifikanz ($p < 0,000$) hervorstechend, da 85,7 % bzw. 65,2 % aller Probanden, bei denen diese Einschätzung zutrifft, an depressiven Symptomen leiden (a.a.O., S. 117). Da insbesondere vertraute Tiere am Leben des Menschen Anteil nehmen, auf dessen Gefühlsäußerungen reagieren und daher als signifikante andere erlebt werden können, welche sich von diesem Menschen nicht abwenden, können Tiere hinsichtlich dieser menschlichen Erwartungen und Bedürfnisse einen subjektiv differenzierbaren Grad an Befriedigung leisten.

Das Fehlen einer befriedigenden Partnerbeziehung scheint einer der wichtigsten Faktor für potentielle Verletzbarkeit durch belastende Erfahrungen zu sein (Ulich 1987). Ohne derartigen Vulnerabilitätsfaktor werden potentiell kritische Lebensereignisse weniger bedrohlich erlebt und scheinen daher an Krisenpotential bzw. negativer Wirkkraft zu verlieren.

Die Auswirkung des Gefühles der Einsamkeit und die eventuell reale Tatsache der sozialen Isolation waren ebenfalls Bestandteil der zitierten Studie von Welz (1994). Es zeigt sich, daß 9,5 % der Probanden maximal 20 Sozialkontakte pro Monat verzeichnen konnten. In dieser Gruppe mit der geringsten Anzahl an sozialen Kontakten (0-20 pro Monat) ist die Anzahl der Personen mit depressiven Symptomen am höchsten (64,6 %), in der Gruppe mit den meisten sozialen Kontakten (> 120 pro Monat) ist die Anzahl am niedrigsten (12,9 %).

Tabelle 6: Der Zusammenhang sozialer Kontakte und Depressivität alter Menschen

Anzahl der Sozialkontakte pro Monat	Anteil alter Menschen	davon depressiv
0 - 20	9,5 %	64,6 %
21 - 60	28,5 %	31,4 %
61 -120	44,7 %	22,5 %
> 120	17,3 %	12,9 %

N = 179, $p < 0,001$

Quelle: Welz (1994, S. 122 f.)

Bei der Untersuchung der Einflüsse von lebensverändernden Ereignissen, Kontakthäufigkeit und sozialer Unterstützung auf das Risiko der Depressivität wurde deutlich: je höher die Anzahl dieser Ereignisse und je niedriger die Anzahl der sozialen Kontakte bzw. je niedriger das quantitativ mögliche Ausmaß an sozialer Unterstützung ist, desto größer wird das Risiko der Depressivität (Welz 1994). Bei der Häufigkeit der Sozialkontakte wurde allerdings nicht berücksichtigt, ob diese als zufriedenstellend oder auch belastend bewertet wurden, sondern es wurde lediglich der quantitative Aspekt untersucht. Der Zusammenhang zwischen reiner Anzahl der sozialen Kontakte und präventiver Auswirkung muß vor dem Hintergrund des subjektiven Empfindens dieser Interaktionen in weiteren Untersuchungen präzisiert werden.

Bezüglich der Unterstützung des quantitativen Ausmaßes der Kontakte zeigen Tiere einen effektiven Beitrag aufgrund ihrer Rolle als soziale Katalysatoren. In institutionellen (z.B. Altenheim) und privaten (z.B. Spaziergang mit Hund) Zusammenhängen bewirken Tiere eine Steigerung der zwischenmenschlichen Kontaktaufnahmen und erleichtern die Fortführung begonnener Gespräche, da sie stets Anlaß zu weiteren Bemerkungen und Erfahrungsaustausch geben, über die hinaus auch andere Gesprächsthemen eingeleitet werden können.

Hinsichtlich der Formen an sozialer Unterstützung wurde untersucht, welche Bedürfnisse besonders wichtig zu sein scheinen. Dabei stellte sich heraus, daß das Bedürfnis, einen Gesprächspartner für seine persönlichen Probleme zu haben sowie das Bedürfnis, jemanden zu kennen, für den man selbst noch wichtig ist. Der Anteil der Depressiven, die nicht über diese jeweilige Möglichkeit verfügen, liegt bei 52,4 % ($p < 0,0133$) bzw. 55,5 % ($p < 0,0006$) (a.a.O., S. 129) - der Zusammenhang zwischen den genannten Bedürfnissen und depressiver Erkrankung wird durch diese Daten gestützt. Allerdings ist der Kausalzusammenhang in beide Richtungen möglich: fehlende soziale Unterstützung kann sowohl Ursache als auch Folge der Depression sein (a.a.O.). Im Rahmen einer Längsschnittstudie könnte diesbezüglich größere Klarheit geschaffen werden; allerdings weisen die bisher im Verlauf der Argumentation zitierten Ergebnisse darauf hin, daß depressive Erkrankung als Folge des Erlebens kritischer Ereignisse bei gleichzeitig fehlender sozialer Unterstützung eine hohe Wahrscheinlichkeit besitzt.

In Anlehnung an die bisherigen Erkenntnisse über die Bedeutung von Tieren für den Menschen und die untersuchten Bedürfnisse hinsichtlich sozialer Unterstützung ist zu schlußfolgern, daß insbesondere vertraute Tiere auch in diesem Bereich zur Bedürfnisbefriedigung beitragen können: Tiere, insbesondere Hunde und Katzen fungieren aufgrund ihrer Kommunikationsfähigkeit als Gesprächspartner, signalisieren dem Menschen intensive Aufmerksamkeit und vermitteln diesem aufgrund ihrer Zuneigung, aber auch aufgrund ihrer Abhängigkeit das Gefühl wichtig zu sein. Insbesondere im Alter scheint zudem die Gewißheit wesentlich zu

werden, nicht nur nehmen, sondern auch noch geben zu können (vgl. Schaefer 1992); das Tier als lebendiges Gegenüber ermöglicht auf diese Weise einen wechselseitigen Austauschprozeß und trägt zur Steigerung des Wohlbefindens des Menschen bei. Diese Aspekte werden in Kapitel 5 vertieft.

6 Die therapeutische Bedeutung von Tieren

Sowohl die therapeutisch geleitete Interaktion zwischen Mensch und Tier als auch der alltägliche Umgang mit vertrauten Tieren zeigt aufgrund der Beeinflussung der Person- und Umweltaspekte tiefgreifende Auswirkungen auf die Physis, die Psyche und die Einbindung des Menschen in das soziale Umfeld. Insofern kann dem Umgang mit Tieren generell eine therapeutische Wirkung beigemessen werden. Allerdings bestehen in der Tiefe und Nachhaltigkeit dieser Wirkung individuelle Unterschiede, deren Faktoren hinsichtlich des menschlichen Beitrages zur Mensch-Tier-Beziehung im folgenden Kapitel beleuchtet werden.

Im Folgenden werden die verschiedenen Rollen eines Tieres dargestellt, die es im Rahmen therapeutischer oder alltäglicher Situationen einnehmen kann, um dann die tieferen Dimensionen der Mensch-Tier-Interaktion in den Vordergrund der Betrachtungen zu rücken.

6.1 *Resümee der verschiedenen Rollen eines Tieres hinsichtlich tiergestützter Therapie und alltäglicher Interaktion*

Zunächst soll auf die Unterscheidung der speziellen Funktionen des Tieres als „living environment,, als „Eisbrecher,, in konkreten Therapie-situationen, als „bonding catalyst,, bzw. „social lubricant,, und auf seine Rolle als „significant other,, differenzierter eingegangen werden. Diese Darstellung dient nicht nur der Zusammenfassung der bisher betrachteten Aspekte, sondern zeigt auch, daß je nach der dem Tier in der Mensch-Tier-Interaktion zugewiesenen Rolle eine Zunahme der dem Tier zuerkannten Individualität, eine Veränderung dessen Rolle bzw. „Funktion,, und damit einhergehend eine Zunahme der subjektiv erlebten Beziehungsintensität besteht.

6.1.1 „Living environment,,

Wie im englischen Sprachgebrauch deutlich wird, bilden Tiere die belebte bzw. lebende Umgebung des Menschen (Katcher et al. 1983).

Analog zu den Erkenntnissen des Person-Umwelt-Konzeptes wird aus dieser Perspektive der Umweltaspekt der Tierhaltung betrachtet. Tiere wirken allein schon durch ihre Anwesenheit, also ohne konkreten Kontakt zu den betreffenden Menschen aufgenommen zu haben, auf die Physis und Psyche des Einzelnen. Insbesondere die Umwelt psychisch veränderter Älterer sollte sowohl beruhigend als auch anregend gestaltet sein, um einem unreflektierten psychischen Rückzug und einer dadurch möglichen Verstärkung dementieller oder depressiver Symptome entgegenwirken zu können. Eine durch Tiere hervorgerufene Lockerung der Umweltatmosphäre als auch dadurch begünstigte psychische Entspannung der

Personen zeigt Auswirkungen auf das weitere konkrete zwischenmenschliche Verhalten, so daß Kontaktaufnahme und -aufrechterhaltung in diesem sozialen Umfeld erleichtert wird.

Aufgrund diese Effektes der Umweltgestaltung wird deutlich, daß eine Einschränkung auf die Umweltaspekte nur unzureichend erfolgen kann, sondern daß vielmehr dem Prozeß der Person-Umwelt-Transaktion als permanent wirksamer Bestandteil menschlichen Verhaltens Rechnung getragen werden muß. Die Gestaltung des (sozialen) Umfeldes wirkt sich demnach immer auch auf das Erleben und Verhalten der betreffenden Personen aus. Als Beleg soll dazu der Bericht von Serpell (1990) dienen, der die Beobachtungen einer Studie aus Melbourne zusammenfaßt, in deren Verlauf Interaktionsverhalten und Befindlichkeit älterer, unter anderem auch dementer Pflegeheimbewohner untersucht wurden. Als allgemeine Auswirkung des Einsatzes von Tieren wurde eine Erhöhung der Lebenszufriedenheit festgestellt, deren signifikante Beobachtungsergebnisse folgendermaßen differenziert wurden: die untersuchten Personen zeigten sich zufriedener, humorvoller, lachten und lächelten öfter, waren aufmerksamer, aufgeschlossener, umgänglicher und interessierter an anderen Menschen und äußerten größere Lebenslust und Lebenswillen. Zudem hatten sich die Beziehungen zu den anderen Bewohnern und zum Personal verbessert. Da diese Studie jedoch auf der deskriptiven Ebene verweilte, blieben die genauen Kausalzusammenhänge weitgehend ungeklärt.

Das gewählte Beispiel verdeutlicht den transaktionalen Aspekt der Umwelt-Person-Beziehung, welcher nachfolgend hinsichtlich der Konsequenzen auf zwischenmenschliches Verhalten konkretisiert wird.

6.1.2 „Eisbrecher,, in therapeutischen Situationen

Die Wirksamkeit des Einsatzes von Tieren in therapeutischen Situationen wurde hauptsächlich in der Arbeit mit Kindern untersucht. Aufgrund der bisher erläuterten Auswirkungen von Tieren auf ältere Menschen sind jedoch durchaus Analogien und Parallelen zu therapeutischen Zielen im Alter zu erkennen.

In Bezug auf den Einsatz von Hunden konnte deren grundsätzliche therapeutische Wirksamkeit bei Kindern schon vor Jahren nachgewiesen werden. Die in der Therapie behandelten Auffälligkeiten entstammten dabei zum Beispiel neurotischen Symptomen, Eltern-Kind-Konflikten, Kommunikationskonflikten, Defiziten der kommunikativen Kompetenz, Kontaktverweigerung gegenüber anderen Menschen (Autismus-Symptome), Antriebsschwäche und Defiziten in der motorischen Entwicklung (Bergler 1986, 1995). Bezüglich psychischer Störungen im Alter lassen sich ähnliche oder auch gleichartige Symptome erkennen, die im Rahmen therapeutischer Interventionen behandelt werden können.

Das Tier nimmt in therapeutischen Situationen zunächst die sogenannte „Eisbrecher-Funktion„ ein, d.h. die anfänglich zurückhaltende, angst-erfüllte oder auch feindselige Haltung des Klienten gegenüber dem Therapeuten wird zum Beispiel durch die Anwesenheit eines Hundes gemildert; später entwickelt sich das Tier zu einem unbedrohlichen Kommunikations- und Interaktionspunkt zwischen Klient und Therapeut. Es vermittelt gleichsam zwischen den hemmenden projektiven Wahrnehmungen des Klienten und realer Therapiesituation bzw. Therapeuten, so daß dieser nach und nach das Vertrauen des Klienten gewinnen und mit ihm in Kontakt treten kann (vgl. Greiffenhagen 1991; Kröger 1990; Serpell 1990).

Eine weitere Erfahrung mit Tieren sammelten Therapeuten hinsichtlich der „Therapiemüdigkeit„ bei Kindern und mehrfach behinderten Erwachsenen. Baum (1990, S. 252) geht davon aus, daß „Therapiemüdigkeit„ eigentlich „Beziehungsmüdigkeit„ genannt werden müßte, da aufgrund vielfältiger Enttäuschungen das Vertrauen in weitere (therapeutische) Beziehungen verloren wurde und jeder weitere herkömmliche Therapieversuch durch verschiedenste subjektive Strategien abgewehrt wird. Das Tier dient dann als „Eisbrecher„ im Sinne eines „Übergangsobjektes„ (Winnicott), um dem Betroffenen die Möglichkeit zur Öffnung und Zuwendung zu bieten: „Die Beziehung zu Heimtieren scheint ein Niederreißen der Mauern aus Verzweiflung und Desillusionierung zu ermöglichen, die diese Menschen nicht nur von anderen isolieren, sondern sie auch weniger zugänglich für konventionellere Behandlungsmethoden machen„ (Serpell 1990, S. 102).

Voßberg (1990, S. 158 f.) vermutet hinter der Therapiemüdigkeit bei Kindern konkreter eine „Erwachsenenmüdigkeit„ aufgrund des Phänomens der häufig unbewußten Vermittlung von Doppel-Botschaften, wie z.B. die verbale Mitteilung von Akzeptanz und Mitgefühl und der gegenläufigen nonverbalen Übermittlung von Gleichgültigkeit oder Ablehnung. Da sich auch Therapeuten nicht von der unbewußten Übermittlung negativ zu bewertender, analoger Botschaften freisprechen können, kann die Vermutung der Erwachsenenmüdigkeit sinngemäß auch auf das Empfinden alter Menschen übertragen werden.

In Bezug auf therapeutische Behandlung psychisch beeinträchtigter älterer Menschen wird die Notwendigkeit kongruenter Kommunikation bzw. Interaktion betont, insbesondere im Umgang mit Personen, die an dementiellen und depressiven Symptomen leiden (Bruder 1996; Grond 1991, 1993). Dies gilt als Voraussetzung, um eine empathische, vertrauensfördernde Beziehung zwischen Klient und Therapeut wachsen lassen zu können, auf deren Basis erst verschiedene therapeutische Interventionen und angestrebte Persönlichkeitsentwicklungen möglich sind. Da gesunde Tiere kongruent kommunizieren, bieten sie die gesuchte Ehrlichkeit und Sicherheit, die in der zwischenmenschlichen Welt häufig brüchig ist. Insbesondere psychisch auffällige bzw. sozial ausgegrenzte

Menschen jedes Alters sind sehr empfindsam hinsichtlich unterschwelliger negativer Botschaften und verlieren verstärkt das Vertrauen in ihre menschliche Umwelt (Kröger 1990). Tiere bieten demgegenüber durch ihre Offenheit und Ehrlichkeit eine konstante Quelle der Kameradschaft und bedingungslosen Zuneigung, des Trostes und der Sicherheit, welche Werte insbesondere in Zeiten der Entfremdung und Zurückweisung oder in konkreten Krisensituationen von immens großer Bedeutung sind (Levinson 1978, zit.n. Serpell 1990). Levinson sieht hierin den Schlüssel zur Bedeutung von Tieren als Co-Therapeuten begründet: Tiere stellen eine einzigartige Quelle unbedrohlicher, bedingungsloser Zuneigung und Unterstützung dar (ebd.).

Entsprechend der Fokussierung der Person- und Umweltfaktoren zeigt eine Studie, daß tiergestützte Therapie zu Selbstachtung, Selbstvertrauen und Unabhängigkeit verhilft und einerseits die Entwicklung der Person von einem nicht-verantwortlichen, abhängigen „psychischen Invaliden,“ (Corson, O’Leary Corson o.J., zit.n. Serpell 1990, S. 99) in ein sich selbst achtendes, verantwortliches Individuum unterstützt, andererseits zur Zunahme der zwischenmenschlichen Interaktionen beiträgt, so daß ein sich erweiternder Kreis der Wärme und Zustimmung entsteht. Das grundsätzliche Ziel tiergestützter Therapieformen wird in diesem Sinne als Durchbrechen des Teufelskreises aus Einsamkeit, Hilflosigkeit bzw. Abhängigkeit und sozialem Rückzug definiert.

6.1.3 „Bonding catalyst,“, „social lubricant,“

Da durch Tiere nicht nur die Kontaktaufnahme zwischen Menschen, sondern auch die Aufrechterhaltung bzw. Fortsetzung kommunikativer Akte erleichtert wird, gilt diese tierliche Funktion auch als „Katalysator,“ bzw. „Schmiermittel,“ zwischenmenschlicher Interaktion. Dabei wirkt ein Tier einerseits im Sinne des Umweltaspektes, indem es zur Wahrnehmung der Umwelt anregt, Anlaß zu Gesprächen bietet und die Interaktionssituation entspannt. Andererseits beeinflusst es auch die Personaspekte, da seine Anwesenheit psychisch bzw. physisch entspannend sowie gleichermaßen geistig ermunternd wirkt, so daß das Mitteilungsbedürfnis geweckt und ein Gespräch angeregt wird. Dieser anfängliche Gedankenaustausch kann eine Eigendynamik entwickeln, durch die im weiteren Verlauf tieferer persönlicher Austausch und Kontakt entstehen kann.

Dieser Kontakt kann sich lediglich auf das menschliche Gegenüber konzentrieren, jedoch ist es je nach emotionaler Nähe des Tieres möglich, auch dieses mit in den Austausch einzubeziehen. Darin zeigt sich die persönlichste Rolle eines Tieres, welche es für einen Menschen einnehmen kann.

6.1.4 „significant other,,

Wie schon in den vorhergehenden Kapiteln angedeutet wurde, hängt die Rolle bzw. Funktion des Tieres auch von dessen subjektiver Bedeutung für den Tierhalter ab. Je intensiver eine emotionale Nähe zu dem Tier empfunden wird, desto differenzierter kann das Tier als lebendiges Gegenüber bzw. Individuum wahrgenommen und als significant other bewertet werden. In Anlehnung an den Symbolischen Interaktionismus (G.H. Mead) erfährt der Mensch sich als „Selbst,, durch die Interaktionsprozesse mit Subjekten seiner Umwelt, antizipiert deren Reaktionen hinsichtlich seines Verhaltens und bildet sich ein entsprechendes Bild von seiner Person: Wir schätzen uns häufig so ein, wie wir vermuten, daß diese anderen uns einschätzen und bewerten. Die Bildung der individuellen Identität und das Empfinden des Selbstwertes geschieht nicht unabhängig von den Fremdbildern, welche die soziale Umwelt aufgrund ihres Verhaltens und unter Einfluß der subjektiven Interpretation dieser Reaktionen vermittelt (vgl. Stahlberg, Gothe, Frey 1992; Schöber 1992). Nicht nur die direkten, sondern auch die indirekten und subjektiv interpretierten Rückmeldungen relevanter Bezugs-„Personen,, zeigen Auswirkungen auf das Erleben, Verhalten und Empfinden eines Individuums.

Das Phänomen, daß es sich bei dem Tier um ein empfindsames und mitteilbares Lebewesen bzw. um ein als Subjekt empfundenes Wesen handelt, ist die Schlüsselerfahrung für den Aufbau einer wechselseitigen Beziehung im Sinne des significant other, welche nicht nur hinsichtlich des Menschen wohltuende oder auch heilsame Wirkung zeigen kann. Auch für die Tiere scheint die Beziehung zu einem Menschen von eigenartiger Bedeutung zu sein: Aus - manchmal ethisch zweifelhaften - Versuchen ging hervor, daß auch Tiere auf die schützende und bestärkende Nähe von Menschen und deren taktilen Kontakt mit Beruhigung und Entspannung reagieren. Hierin zeigt sich, daß eine Gegenseitigkeit der positiven Empfindungen und Auswirkungen zwischen verschiedenen Spezies durchaus möglich ist (Serpell 1990). Daher kann davon ausgegangen werden, daß z.B. Hunde menschliche Nähe nicht nur aus Gründen der Unterwürfigkeit ertragen oder diese suchen, um aus dem Gefallen des Menschen instinktiv gesuchte Bestätigung ihrer hierarchischen Stellung zu erlangen, sondern weil die Mensch-Tier-Beziehung auf das Tier selbst eine positive Auswirkung zeigt.

Diese Wechselseitigkeit der Beziehung zwischen zwei lebendigen und empfindsamen Wesen ist daher auch der Kernpunkt des Gelingens der tiergestützten Therapie bzw. des therapeutischen Aspektes von Tieren im alltäglichen Zusammenleben mit Menschen. Die wissenschaftlichen Bemühungen, diese Beziehungsform durch technische Errungenschaften zu kompensieren, dürften aus diesem Grund erschwert werden: ein unbelebter Roboterhund (Westfälische Rundschau 1997a) wird vermutlich kaum die Rolle eines lebendigen Hundegefährten einnehmen können, da

besagte gegenseitige Beeinflussung und physische sowie insbesondere psychische Motivierung fehlt (vgl. Spitz 1988).

In den folgenden Kapiteln werden daher einige Aspekte der Mensch-Tier-Interaktion vertieft, welche die psychischen Dimensionen dieser Beziehung verdeutlichen und zum Verständnis der in Interaktionssituationen möglichen, wirksamen therapeutischen Elemente der Tierhaltung beitragen.

6.2 Aspekte der Mensch-Tier-Interaktion

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier weist etliche Besonderheiten auf, die insbesondere im therapeutischen Rahmen genutzt werden können. In diesem Kapitel sollen einige grundlegende Aspekte dieser Beziehung näher erläutert werden, um das Phänomen besser verstehen zu können. Dazu wird zunächst das Problem bzw. die Chance des Anthropomorphismus umrissen, der die Entstehung des Gefühles der Du-Evidenz begünstigt, welche wiederum Projektionen des Menschen auf das Tier ermöglichen, die nicht nur die kommunikativen Akte zwischen Mensch und Tier beeinflussen, sondern auch im Rahmen therapeutischer Interventionen genutzt werden können.

6.2.1 Anthropomorphismus

Ohne Wertung übersetzt bedeutet Anthropomorphismus 1. die Übertragung menschlicher Gestalt und menschlicher Verhaltensweisen auf nichtmenschliche Dinge oder Wesen, 2. ein menschlicher Zug an nichtmenschlichen Wesen (Duden 1990).

Diese im eigentlichen Sinne wertfrei formulierte Definition des Begriffes wird jedoch mit einer negativen Intention versehen, so daß Anthropomorphismus per se als unzulässig bzw. unwissenschaftlich gilt.

Die gängige Kritik an einer anthropomorphistischen Übertragung im Sinne einer negativen Intention lehnt allzu einfache Vermenschlichung von Tieren mit dem Hinweis auf die grundsätzliche Ungleichheit von Menschen und Tieren ab.

Der Begriff des Anthropomorphismus wird daher als Abwertung benutzt; die Annahme, daß wissenschaftlich bisher nur dem Menschen vorbehalten Gefühle wie Traurigkeit oder Zufriedenheit ebenso von Tieren empfunden werden können, durchdringt nur langsam das vorherrschende Weltverständnis und gewinnt nur allmählich an Überzeugungskraft. Genau betrachtet ist es jedoch „nicht anthropomorphistischer, mentale Erfahrungen bei anderen Spezies zu postulieren, als wenn man ihren Knochenbau, ihr Nervensystem oder ihre Antikörper mit den unseren vergleicht,, (Griffin 1976, S. 69, zit.n. Serpell 1990, S. 167).

Die Unterschiede, die den Menschen in existentiellen Lebensgrundlagen wie Lernprozesse, Empfindungen und Gefühle von anderen Spezies

trennen, sind oberflächlicher und brüchiger, als dieser bewußt wahrhaben will.

Die Vermeidung von unzulässigen Vermenschlichungen ist natürlich gerechtfertigt, weil diese nicht dem Wesen und somit den spezifischen Bedürfnissen des betreffenden Tieres gerecht werden, sondern das Tier als Projektionsfläche für die menschlichen Empfindungen und (Wert-) Vorstellungen mißbraucht wird. Die ausschließliche oder übersteigerte menschliche Perspektive und Verhaltensinterpretation verliert dann den Bezug zum tierlichen Subjekt (Rheinze 1994).

Allerdings verbirgt sich hinter dem Begriff des Anthropomorphismus auch eine deutliche cartesianische Anthropozentrik (Serpell 1990), d.h. es geht um das Bemühen, Tieren weitestgehend ein Bewußtsein, insbesondere das Bewußtsein um ein „Ich“, abzuerkennen, da dies eine rein menschliche Eigenschaft sei: „Im Unterschied zum Tier hat der Mensch ein Ich und weiß immer um sich, wenn er mit anderen Menschen oder Tieren Verbindung hat. Das gilt schon für Kleinkinder, die im übrigen noch stark im animalen Gesamtzusammenhang leben,“ (Greiffenhagen 1991, S. 28).

Da dem menschlichen Bewußtsein eine immense Bedeutung zugemessen wird, weil es ihn von allen anderen Wesen unterscheidet, erfahren alle nichtmenschlichen Lebensformen eine deutliche Abwertung, welche sich in dramatischer Weise dort widerspiegelt, wo es um die Anerkennung der Empfindungs- und Leidensfähigkeit von Tieren geht.

Allerdings ist die Unfähigkeit der meisten Menschen, ein Tier zu töten oder diesen Akt ohne Gemütsregung zu vollziehen, ein Hinweis auf das Phänomen, daß Menschen nicht deutlich zwischen sich und einem als „seelenlos,“ postuliertem Tier differenzieren können und zeugt trotz aller kognitiver Anthropozentrik von einer emotionalen Verbindung zwischen Mensch und Tier (Serpell 1990).

Im Folgenden wird daher die Idee eines berechtigten Anthropomorphismus skizziert. Dazu wird zunächst ein Erklärungsansatz zum Begriff des Bewußtseins dargestellt. Ohne auf eine umfangreiche Diskussion einzugehen, soll Bewußtsein definiert werden als „eine Art höchster Instanz (...), die stumpfe Gewohnheit durch klare Überlegung zu ersetzen vermag,“ (Arzt, Birmelin 1993, S. 74). Dies umfaßt sowohl Gefühle als auch Gedanken sowie das Bewußtsein um das „Ich,“.

Durch die Kritik des Anthropomorphismus wird die bisher gewohnte Ansicht, der Mensch allein sei ein vernunftbegabtes und selbst-bewußtes Wesen, aufrechterhalten. Neuere Erkenntnisse der Verhaltensforschung bei Tieren besagen jedoch, daß auch im Tierreich Beweise für verschiedenen ausgeprägten Bewußtseins-Intensitäten bestehen.

Es kann angenommen werden, daß die phylogenetische Entwicklung des Bewußtseins verschiedene Bewußtseinsformen hervorgebracht hat, die fließende Grenzen aufweisen und daher nicht strikt voneinander abgegrenzt werden können. Die Übergänge von scheinbar tierischem Unbe-

wußtsein über tierische Bewußtseinsformen zu menschlichen Bewußtseinsformen - es gibt nicht nur einen Grad an Bewußtsein - sind vermutlich fließend, so daß sich die Frage nach dem Selbst-Bewußtsein nicht pauschal mit 'vorhanden' bzw. 'nicht vorhanden' beantworten läßt (Arzt, Birmelin 1993).

Der amerikanische Zoologe Donald Griffin geht davon aus, daß alle Tiere, die ein zentrales Nervensystem besitzen, mehr oder weniger abstrakt oder umfassend denken können. Auch wenn die Inhalte des Denkens dabei wahrscheinlich nur einfache, aber existentielle Themen wie Futtersuche, soziale Partner oder Feinde betreffen, basiert das Denken auf den gleichen Strukturen wie zu Beispiel eine Selbst-Reflexion des Menschen (Braun 1995).

Wenn von höher entwickelten Tieren die Rede ist, so bedeutet dies auch immer eine höhere und differenziertere Entwicklung des Bewußtseins; bei sozialen Tieren schlägt sich dies auch in ihrer Kommunikationsfähigkeit nieder. Da in einigen Fachkreisen die Beherrschung von (dem Menschen verständlicher) Sprache als Resultat bzw. Weiterentwicklung von Bewußtsein und nicht als Voraussetzung für spezifische Bewußtseinsleistungen eingeschätzt wird, sind Vermutungen berechtigt, die ein Selbst-Konzept auch bei Tieren befürworten (ebd.).

Das Verhalten von Tieren, die der menschlichen Entwicklung näher stehen, läßt sich durch menschliche Versuchsanordnungen analysieren und durch menschliche Interpretationskonzepte erfassen. Der Spiegel-Test bei Primaten beweist deren Selbst-Bewußtsein, und auch die Beobachtung der Sozialverbände freilebender und gefangener Affen hat gezeigt, daß ihr Verhaltensrepertoire und ihre Kommunikationsinhalte z.B. ebenso von vorsätzlichem Handeln, Einfühlungsvermögen, bewußten Täuschungen und Lügen geprägt ist, daß die Annahme eines Ich-Bewußtseins begründet ist (Oertl 1996). Zudem ist die Berufung auf die scheinbar bis dahin nur dem Menschen vorenthaltene Domäne, Werkzeug zielgerichtet herstellen und nutzen zu können, schon vor Jahren berichtet worden (vgl. Arzt, Birmelin 1993; Braun 1995; Oertl 1996).

Allerdings besteht generell eine methodische Problematik, um mit von Menschen erdachten Versuchen spezifische tierische Bewußtseinsformen erfassen zu können, da durch die meisten Versuchsanordnungen nur das erfaßt und gemessen werden kann, wonach auch gefragt bzw. gesucht wurde, so daß mit zunehmender evolutionärer Entfernung zum Menschen auch die Möglichkeiten des wissenschaftlichen Verständnisses abnehmen.

Natürlich gibt es viele Unterschiede zwischen Menschen und Tieren, jede Spezies ist charakterisiert durch ihre spezifische Einzigartigkeit, doch zeigen die Erkenntnisse der Ethologie und der Gehirnforschung, daß ein bisher als übertrieben und falsch eingeschätzter Anthropomorphismus teilweise anerkannt werden muß, da den Menschen bewußt wird, daß nicht nur hinsichtlich der Begrüßungsrituale oder Ausdrucksformen von

Gefühlen wie Angst und Feindseligkeit vielfältige Übereinstimmungen zwischen höheren Tieren und dem Homo sapiens bestehen (Greiffenhagen 1991).

Das Verhalten von Tieren ist ebenso wie das des Menschen nicht nur von äußeren Reizen, sondern auch von inneren Impulsen getrieben und beeinflusst. Auch Tiere besitzen eine eigene innere Welt, die von individuellen Erfahrungen und von der jeweiligen sozialen Umwelt beeinflusst ist (Arzt, Birmelin 1993). Durch die Interaktion mit Tieren besteht die Möglichkeit, die Parallelen und Differenzen der inneren Welten zwischen Mensch und Tier zu erfahren; dem Menschen ist damit die Chance gegeben, sein bisheriges Lebensverständnis und seine Empfindungen zu vertiefen und auszuweiten (Olbrich 1996). Insofern werden nicht nur seine Fähigkeiten zu nonverbaler Kommunikation geschult (Bergler 1995), sondern es fördert auch die Vertiefung intuitiver Wahrnehmungen und Prozesse (Olbrich 1996).

Dabei spielen Gefühle eine wichtige Rolle, da sie als Bewertungsinstanz gleichzeitig eine Orientierung für darauffolgendes Handeln bilden. Hirnphysiologisch ist es so zu erklären, daß alle Sinneswahrnehmungen das limbische System passieren und dort eine gefühlsmäßige Einfärbung erlangen, welche ausgewertet wird und dadurch das Handeln beeinflusst. Da das limbische System entwicklungsgeschichtlich älter ist als die für logisches Denken zuständige Großhirnrinde, kann davon ausgegangen werden, daß somit auch Tiere - insbesondere Säugetiere wie zum Beispiel Hund und Katze, die daher dem Menschen sehr ähnlich sind - fühlen und leiden können (Arzt, Birmelin 1993).

Durch diese Erkenntnis wird hinsichtlich der Anerkennung der Empfindungs- und insbesondere Leidensfähigkeit eines Tieres eine Problematisierung deutlich: Ein Mensch erkennt nur dann das Leiden eines anderen Wesens, wenn er ihm bekannte Ausdrucksweisen des Leides und Schmerzes entdeckt bzw. wenn beobachtete Ausdrucks- und Verhaltensweisen beim Passieren des limbischen Systems erkannt und derart gefühlsmäßig getönt werden, daß der Mensch weiß, daß die beobachteten Ausdrucksformen Anzeichen für Schmerz und Leid sind. Ihm unbekannte Ausdrucksformen für Leid werden nicht damit in Zusammenhang gebracht bzw. ließen die annähernde Ausdruckslosigkeit und das stumme Schmerzempfinden verschiedener Tierarten den Menschen lange Zeit vermuten, das Tier empfinde keinen Schmerz (Arzt, Birmelin 1993). Analog verläuft es mit anderen Gefühlsäußerungen von Tieren; der Mensch ist ohne kognitive Erkenntnisse nur fähig das bei anderen wiederzuerkennen, was ihm aus eigenen Erfahrungen bekannt ist.

Diese Erkenntnisse über die Empfindungsfähigkeit und unterschiedliche, für Menschen häufig „unverstehbare,, Ausdrucksweise von Emotionen lassen sich hinsichtlich der Kommunikationsfähigkeit und -möglichkeiten von Tieren, wie zum Beispiel das Farbenspiel bestimmter Tintenfischarten als differenziertes Kommunikationsmedium, analog anwenden.

Daher liegt hier auch die Fallgrube hinsichtlich der menschlichen Interpretation tierlichen Verhaltens begründet, da der Mensch die Bedeutung analog zu seinen eigenen Empfindungswelten erschließt und eventuelle Unterschiede oder Gegensätze zunächst nicht zu erkennen vermag und das Verhalten eines Tieres menschlich interpretiert und daher mißverstehet (Serpell 1990).

Diese vorhandenen Wahrnehmungs- und Verhaltensunterschiede zwischen Menschen und Tieren dürfen jedoch letztendlich nicht darüber hinweg täuschen, daß die Parallelen zwischen den verschiedenen Spezies oftmals größer sind, als wissenschaftlich bisher dargelegt wurde: „Obwohl ein Vergleich von psychologischen Tier- und Menschenversuchen eigentlich zwingend nahelegen mußten, daß viele Tiere im wesentlichen wie Menschen reagieren, daß sie Freude und Ärger, Frustration und Erwartungsangst teilen, daß sie unter Trennung leiden, daß sie Haß und Rachedenken, aber auch altruistische Verhaltensweisen, Sorge, Einfühlungsfähigkeit und sogar Rücksichtnahme zeigen, daß sie motiviert und träge, neugierig und gelangweilt reagieren, daß sie psychopathologische Verhaltensweisen und Süchte entwickeln können, wendeten die Experimentalpsychologen den Blick davon ab, diese Schlußfolgerungen aus ihrem Forschungsansatz zu ziehen,“ (Rhein 1994, S. 56).

Ein „realer,“ Anthropomorphismus sollte daher dazu dienen, eine verständige Nähe zwischen Mensch und Tier herzustellen und die verschiedenen Mensch-Tier-Beziehungen sowohl dem Menschen als auch dem Tier angemessen zu gestalten, ohne daß die Unterschiede oder Parallelen jeweils überbetont und somit verzerrt werden. Diese fundierte und daher berechnete anthropomorphistische Grundhaltung den Tieren gegenüber kann dann auch das nachfolgende Prinzip jeglicher Interaktion, das Phänomen der Du-Evidenz ermöglichen, welchem in der Beziehung zwischen Mensch und Tier eine wichtige Rolle zukommt.

6.2.2 Du-Evidenz

Im Duden (1990) wird Evidenz übersetzt als Deutlichkeit, vollständige oder überwiegende Gewißheit und einleuchtende Erkenntnis. Bezogen auf ein lebendiges Gegenüber bedeutet Du-Evidenz nicht das rationale Erkennen, sondern das emotionale Gewahrwerden des „Du,“ im anderen. Zu diesem bedeutungsvollen „Du,“ welches im Prozeß des subjektiven Erkennens seine Anonymität verloren hat und dessen Individualität und tieferes Wesen gewahrt wird, kann eine in ihrer Tiefe und Intensität variierende Beziehung aufgebaut werden.

Das Phänomen der Du-Evidenz zwischen Mensch und Tier beruht auf der Tatsache, daß zwischen Menschen und insbesondere sogenannten höheren Tieren eine Vielzahl an Gemeinsamkeiten bestehen, wodurch Beziehungen möglich sind, die denen von Menschen bzw. Tieren unter sich entsprechen können (Greiffenhagen 1991).

Voraussetzung für gegenseitige Du-Evidenz und Verständigung, welche eine speziell aus therapeutischer Sicht fruchtbare Beziehung ermöglichen, ist der Grad der Sozialität des Tieres und seine hieraus resultierende Beziehungsfähigkeit. „Je differenzierter das Leben im Sozial- oder Familienverband, desto genauer ist die Selbstwahrnehmung des Tieres und sein Gewahrwerden der Grenze zwischen Innen (Ich) und Außen (Du)“, (Rheinze 1994, S. 60).

Daher sind insbesondere zu Hund und Katze emotional tiefe, wechselseitige Beziehungen mit gegenseitiger Verständigung möglich (vgl. Kap. 2.2).

Die Initiative zu derartigen Du-Beziehungen geht meist von Menschen aus, aber es ist auch umgekehrt möglich, daß Tiere einen Menschen als Du-Genossen wählen (Greiffenhagen 1991).

Der Grad der Empfindung an Du-Evidenz spiegelt sich in der Intensität der dem Tier entgegengebrachten Zuneigung und daraus resultierenden Handlungen wider. Dabei kann es sich um eine Mensch-Tier-Beziehung handeln, die kaum noch Unterschiede zu einer zwischenmenschlichen Partnerschaft aufweist, aber auch um das Betrachten und Versorgen von Tieren, bei denen oberflächlich betrachtet geringere Beziehungsmöglichkeiten bestehen, wie z.B. Aquarienfische (a.a.O.).

Ein Ausdruck dieser Zuneigung ist beispielsweise die Namensgebung bei Tieren. Durch einen Namen kann die Individualität des Tieres und seine Verwandtschaft zum Menschen hervorgehoben werden. Das Tier wird in diesem Fall zum unverwechselbaren Subjekt, auf den der Mensch seine Aufmerksamkeit und Zuneigung richtet, dessen Bedürfnisse und Rechte er ebenso wie die eines Menschen zu berücksichtigen aufgefordert ist. Ein Tier wird auf diese Weise zum Genossen, mit dem Freud und Leid geteilt werden können, und dem der Mensch konkrete personale Qualitäten zuweist (a.a.O.). In diesem Sinne stellt das vertraute Tier einen Sozialpartner und „significant other,“ für den Menschen dar (Bustad, Hines 1983), mit dem ein wechselseitiger Austausch an emotionaler Nähe und Wärme besteht:

„Er (der Mensch, BM) zieht Tiere in seine Atmosphäre und bewegt sie dazu, ihn, den Fremden, auf eine elementare Weise anzunehmen und „auf ihn einzugehen,“. Er erlangt von ihnen eine, oft erstaunliche, aktive Erwidern auf seine Annäherung, auf seine Anrede, und zwar im allgemeinen eine um so stärkere und direktere Erwidern, je mehr sein Verhältnis ein echtes Du-sagen ist. Tiere wissen ja nicht selten, wie Kinder, eine geheuchelte Zärtlichkeit zu durchschauen,“ (Buber 1962, S. 124).

Die Du-Evidenz, das heißt die Fähigkeit, in dem Gegenüber ein Du, ein Subjekt wahrnehmen zu können, ist die Voraussetzung für die pädagogische und therapeutische Unterstützung eines Menschen durch Tiere (Greiffenhagen 1991). Diese Voraussetzung ist notwendig, weil das Tier sonst nur als Gegenstand, Objekt gesehen und keine Nähe zu ihm und von ihm ausgehend erlebt wird. Diese Nähe wiederum begünstigt eine

emotionale Beziehung zu dem Tier, ohne die keine psychische Unterstützung empfangen werden kann; auch die schon erwähnte „Eisbrecher“-Funktion unterbliebe. Nur durch das emotionale Berührtsein durch das lebendige Gegenüber werden die dafür notwendigen Empfindungen des Menschen auf das Tier ausgelöst. Dadurch wird das Gefühl von Nähe und Verständnis geschaffen, auf dessen Basis der Mensch nun Erfahrungen mit dem Verhalten des Tieres sammeln kann, wie z.B. gegenseitige Zuneigung verspüren, Verstehen und Verstanden werden, Grenzen wahrnehmen, setzen und öffnen etc. Aufgrund dieser Empfindungen ist es in therapeutischen Situationen möglich, daß der Klient schrittweise die in der Sicherheit mit dem Tier erfahrenen Gefühle auf die Beziehung zu dem Therapeuten übertragen kann, das Tier wird zur Brücke zwischen beiden.

Jedoch handelt es sich bei dem Phänomen der Du-Evidenz nicht um eine rein objektive Größe, sondern ebenso um die subjektive Wahrnehmung der Beziehungsebene und des Abbildes des Gegenüber:

„Was „Ich,, über „Es,, oder „Du,, erfährt, ist nur Annahme, Spekulation, Deutung und nie sicheres Wissen, ist immer nur Evidenzerleben, Vertrauen darin, daß die eigenen sinnlichen „Gewißheiten,, richtig sind, also die Wirklichkeit so abbilden, wie sie wirklich ist und nicht nur so, wie sie wahrgenommen wird. Alles, was über „Du,, gesagt werden kann, bleibt daher Spekulation. Dies trifft um so mehr zu, wenn das „Du,, nicht befragt, wenn es die eigenen Motive, sein Weltbild nicht offenbaren kann. Dies ist beim Tier der Fall, das sich dem Menschen ja vorwiegend nonverbal oder in seinem dem Menschen gegenüber geäußerten reduzierten Sprachjargon der Signale mitteilt,, (Rhein 1994, S. 85).

Diese subjektive Wahrnehmung muß nicht mit der realen Situation übereinstimmen oder objektiv erwidert werden, um ein Gefühl der Du-Evidenz entstehen lassen zu können. Greiffenhagen betont, daß es „nicht entscheidend (ist), ob die Weise der Wahrnehmung oder der emotionalen Zuwendung objektiv das Wesen des als Du adressierten Partners trifft. Worauf es einzig ankommt, ist die subjektive Gewißheit, es handele sich bei einer solchen Beziehung um Partnerschaft. Solche Du-Erfahrungen können durchaus einseitig sein,, (Greiffenhagen 1991, S. 26).

An dieser Stelle wird deutlich, daß die Grenze zwischen dem Erleben der Du-Evidenz und dem Phänomen der Projektion fließend ist.

Während das Gewährwerden des individuellen „Du,, im Gegenüber einer eher altruistischen Leistung entspringt, verbirgt die Projektion die Andersartigkeit und Einzigartigkeit des „Du,, durch egozentrische Vermutungen. Dies ist der Kernpunkt jeglicher Diskussion um das Wesen der Tiere und deren Verwandtschaft zum Menschen, durch die geklärt werden soll, inwiefern bestimmte Tierarten in ihren existentiellen Lebensäußerungen (z.B. Gefühle) keine bis kaum Unterschiedlichkeit zum Menschen aufweisen oder so andersartig bzw. „fremd,, sind, daß jegliche Betonung der Ähnlichkeit einem unzulässigen Anthropomorphismus entspringt.

Der kritischen Betrachtung des Einflusses menschlicher Projektionen auf die Wahrnehmung des Gegenübers muß in Anlehnung an Perls hinzugefügt werden, daß gerade diese Fähigkeit die Möglichkeit zum einführenden Verständnis für andere menschliche oder tierliche Partner in sich birgt (vgl. Ginger, Ginger 1994). Sowohl das Phänomen der Du-Evidenz als auch das Phänomen der Projektion bilden die Basis für die Fähigkeit, daß ein Mensch sich in ein Tier hineinversetzen und dementsprechend Mitgefühl und Verständnis für dieses oder von ihm ausgehend empfinden kann (Serpell 1990). Dies ist eine Voraussetzung, die für - nicht nur menschliches - soziales Zusammenleben unbedingt erforderlich ist. So nutzt zum Beispiel der Tierverhaltensforscher Jerry Garcia anthropomorphistische Überlegungen im Sinne des „Sich-in-das-Tier-hineinversetzen“, da eine derartige subjektive Verhaltensvorhersage meist treffsicherer ist als die Anwendung von wissenschaftlich fundierten Lerntheorien (ebd.).

Dennoch ist es notwendig, daß darüber hinaus Offenheit insbesondere gegenüber der Andersartigkeit des Tieres besteht und sich die Beziehung zwischen Mensch und Tier nicht in menschlichen Projektionen verliert; nur unter dieser Voraussetzung kann das Zusammenleben für beide gleichermaßen bereichernde Erfahrungen bieten. Durch Offenheit und Ehrlichkeit sich selbst und dem tierlichen „Du,“ gegenüber kann sich das Evidenzerleben dem wahrhaftigen „Du,“ annähern, da Mensch und insbesondere Katze und Hund in einem ähnlichen Wahrnehmungsraum leben und denselben Naturgesetzen (vitale Bedürfnisse, Altern, Gefühle wie Zuneigung, Schmerz etc.) ausgesetzt sind (Rhein 1994), auch wenn die Ausdrucksweisen der Bedürfnisse und Gefühle differieren (vgl. Birmelin, Arzt 1993).

Wie schon erwähnt, besteht bei der Beachtung und Befriedigung der spezifischen Bedürfnisse eines in menschlicher Gefährtenschaft lebenden Tieres die Diskrepanz, daß der Mensch unbewußt mit seinen Projektionen konfrontiert wird, aus denen er dann nicht vorhandene Äußerungen über Empfindungen und Bedürfnisse ableitet bzw. tatsächlich erfolgte Mitteilungen übergeht. Daher steht die Mensch-Tier-Beziehung in dem Spannungsverhältnis zwischen grundlegenden Gemeinsamkeiten und art-spezifischen Differenzen, die es jeweils anzuerkennen und zu berücksichtigen gilt, damit das Tier trotz seiner Abhängigkeit vom Menschen als eigenständiges Subjekt akzeptiert wird: „Erst wenn das Tier als „Du,“ erkannt wird, erhält es eine vom Menschen getrennte Identität mit eigenen Rechten und Absichten,“ (Rhein 1994, S. 247). Diese Erkenntnis des tierlichen Du ist dann sowohl Konsequenz als auch Basis einer angemessenen, tiergerechten anthropomorphistischen Haltung diesen Mitgeschöpfen gegenüber.

Das Erkennen des „Du,“ impliziert darüber hinaus immer auch ein Erkennen des „Ich,“ in der Abgrenzung zu dem anderen. Dies zeugt von Selbstbewußtheit und Grenzbewußtsein, welches in verschieden starker Ausprägung empfunden werden kann. In einer nur schwach bis mangelhaft

ausgebildeten Unterscheidung zwischen „Du,, und „Ich,, liegt die Gefahr der pathogenen Projektion oder Konfluenz zwischen Menschen und Tier begründet. Insbesondere Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen weisen eine Einschränkung der Selbstbewußtheit des „Ich,, und des Grenzbewußtseins zwischen „Ich,, und „Du,, auf. Die hieraus resultierenden Projektionen bezüglich des Tieres können im Rahmen therapeutischer Interventionen zunächst genutzt werden (vgl. Kap. 5.2.3). In Folge der Aufarbeitung dieser Vermeidung bzw. Entfremdung kann eine wahrhaftigere Du-Evidenz und eigenständige Beziehung zwischen Mensch und Tier entstehen, die dann über die konkrete therapeutische Situation hinaus an Bedeutung erlangt.

Daher soll an dieser Stelle noch einmal betont werden, daß die menschliche Nutzung dieser Beziehung nicht so weit führen darf, daß ein Tier nicht als eigenständiges und empfindsames Wesen wahrgenommen wird, „sondern als Erweiterung des eigenen Selbst, als Verlängerung des eigenen Arms, als Objekt, das ausschließlich für seinen Menschen lebt: als Nutztier, Zugtier, Schlachtier, Pelztier, als Haustier, schließlich als „Tier auf Rezept,,“ (Rhein 1994, S. 127 – Hervorhebung im Original).

6.2.3 Die Nutzung der Projektion

Die Mensch-Tier-Beziehung kann wesentlich von Projektionen beeinflusst, geleitet oder auch verfälscht werden. Hinsichtlich des Einsatzes von Tieren als Co-Therapeuten ist es neben ihrer unbedrohlichen Ausstrahlung von Nähe und Wärme eben diese „Spiegelfähigkeit,, die sie zu einem fast idealen Begleiter während eines therapeutischen Prozesses machen.

Psychologisch gesehen bedeutet Projektion die Entledigung unerwünschter Gedanken, Gefühle oder Bedürfnisse durch Besetzung der äußeren Welt (vgl. Ginger, Ginger 1994). Das menschliche Verhalten gegenüber Tieren kann daher als reales Spiegelbild seines Umganges mit sich selbst aufgefaßt werden, d.h. es bestehen Parallelen zwischen dem Verhalten des Menschen gegenüber eines Tieres und dem Verhalten hinsichtlich seines Selbst (Rhein 1994).

Einerseits fungiert das Tier als Projektionsfläche und Zerrbild der eigenen, unterdrückten bzw. abgewehrten Gefühle und Bedürfnisse, andererseits wird der Mensch durch die tatsächlich geäußerten Gefühle eines Tieres auf seine eigenen unterdrückten Gefühle verwiesen, zum Beispiel Wut, Neid, Eifersucht, Wunsch nach Aufmerksamkeit und Zuwendung. Ein Tier zeigt die Freiheit der Gefühle und Gefühlsäußerungen, wie der Mensch sie vielleicht nur während seiner Kindheit kennengelernt hat, so daß auf ein Tier das Bild des eigenen inneren Kindes projiziert werden kann (Rhein 1994; Savishinsky 1983).

Auf diese Weise kann der Mensch Zugang zu seinen bisher abgewehrten Gefühlen erlangen und dazu ermutigt werden, diese zu äußern und sich

die Zusammenhänge und Ursachen in seiner aktuellen Lebenssituation anzuschauen. Tiere unterstützen die Integration abgewehrter Aspekte des Ich und tragen zum ganzheitlichen Heilungsprozeß des Individuums bei. Dazu gehören neben den bisher unterdrückten, jedoch ersehnten Gefühlen ebenso die abgewehrten, das positive Selbstbild bedrohenden Gefühle, die sinnbildlich der unkultivierten inneren Wildnis entsprechen, die das jeweilige Tier auf natürliche Weise verkörpert (Savishinsky 1983).

Die konkreten Übertragungen und damit verbundenen Gefühle scheinen von den Eigenschaften der jeweiligen Tierart und dessen individueller Ausprägung abhängig zu sein. Tiere, die in ihren Lebensgewohnheiten und Lebensäußerungen dem Menschen ähnlich sind, erleichtern die Kontaktaufnahme und Identifikation (Serpell 1990). Hierin liegt allerdings die Gefahr verborgen, daß ein Mensch ohne ausreichend reflexive Einsicht das Tier zum narzißtischen Objekt degradiert, „das vom beängstigenden Fehlen eines menschlichen Du ablenkt. Durch seine Verschmelzung mit dem Tier kann der früh Traumatisierte das Getrenntsein, den Tod leugnen; er nimmt ihn einfach nicht zur Kenntnis,“ (Rheinze 1994, S. 95).

Obwohl Projektionen und die Abwehr der darunterliegenden Gefühle als Widerstand gegen Veränderung der Identität (Ginger, Ginger 1994) und Wiedererleben der verdrängten bzw. abgewehrten Vergangenheit bedeuten, sieht Rheinze (1994) in der Beziehung des Menschen zum Tier nicht den Widerstand gegen die Veränderung aktualisiert, sondern sie betont dessen Versuch, in dieser Form der Beziehung die bisher nicht befriedigten Bedürfnisse nach Nähe und Bindung zu verwirklichen. Die Beziehung zwischen Mensch und Tier als „Spielplatz lebensflüchtiger Träumer,“ (ebd., S. 179) zu interpretieren, hält sie aufgrund der Aktualisierung dieser Bedürfnisse für unangemessen.

Statt dessen ermöglicht der Umgang mit bestimmten Tieren, insbesondere Hund und Katze, eine Art Ventilfunktion für die Projektion bisher ungelebter, real vorhandener Bedürfnisse, die mit abgewehrten oder ersehnten Gefühlen und Rollen in Verbindung stehen; Savishinsky (1983, S. 118) nennt sie daher „outlets for displacement, projection and nurturance,“.

In der Mensch-Tier-Beziehung muß das Tier jedoch nicht zwangsläufig die Rolle als Projektionsfläche des Menschen beibehalten, sondern die Beziehung zwischen Mensch und Tier kann aufgrund zunehmender wahrhaftiger Du-Evidenz eine andere Qualität erlangen. Das Tier kann dem Menschen den Weg aus seiner Phantasiewelt der Projektionen und verzerrten Wahrnehmungen und Erwartungen weisen: „Es zwingt zur Auseinandersetzung, stellt in eigener Person ein reales „Du,“ dar, ist mehr als ein unbelebtes Selbstobjekt. Das Tier arbeitet sich beharrlich aus seiner ihm zunächst zugewiesenen Rolle als Projektionsfigur heraus, wird zum idealisierten Anderen, schließlich zum Kameraden, mit dem sein Mensch „durch dick und dünn gehen,“ kann (Rheinze 1994, S. 150).

Durch diesen Prozeß ist es dem Menschen möglich zu erkennen, daß das Tier mehr ist als nur die Summe der auf es übertragenen Gefühle und Eigenschaften, und die Beziehung erhält eine eigene Qualität und einen eigenen Wert, so wie jede Beziehung zwischen zwei Individuen (Rhein 1994).

Dies legt die Schlußfolgerung nahe, daß hieraus eine Art der eigenständigen Interspezies-Beziehung wachsen kann.

6.2.4 Die Mensch-Tier-Beziehung als eigenständige Beziehungsform

Zwischen Mensch und Tier scheint eine eigenständige Beziehungsform möglich zu sein, die weder Ausdruck überzogener Tierliebe ist noch unterentwickelte Zuneigung zu Menschen kompensiert. Die Gefühlsbindung an ein Tier scheint eher selten eine pathologische Beziehungsnische derjenigen menschlichen Charaktere darzustellen, die keine Beziehung zu Mitmenschen eingehen und aufrechterhalten können. Nur Menschen mit extremer Abneigung bzw. übermäßiger Zuneigung zu Tieren weisen gegenüber anderen Menschen ein geringeres Sympathiepotential auf (Bergler 1986).

Das eingeschränkte, auf Menschen bezogene Sympathiepotential in Verbindung mit einer extremen Abneigung gegenüber Tieren kann theoretisch auf eine Spiegelfunktion zurückgeführt werden, in deren Konsequenz das Tier all jene negativen Stereotype widerspiegelt, die meist unbewußt abgewehrt werden; bisher liegen dazu allerdings keine weiteren Untersuchungen oder Erklärungsansätze vor. Der Verlust an menschlichem Sympathiepotential durch übermäßige Zuneigung zu Tieren wird dagegen eher durch Projektionen verursacht, die das Tier infolgedessen als „besseren Menschen„ erscheinen lassen und es daher als Ersatz für menschliche Nähe fungiert. Beide Extremfälle weisen jedoch darauf hin, daß bei diesen Menschen eine Störung des Selbsterlebens und der Beziehungsfähigkeit besteht und die Beziehung zu dem Tier durch verschiedene Projektionen verzerrt wird. Daher ist zu vermuten, daß die unwillkürlichen pathogenen Projektionen der eigenen Vermeidungen und Unzulänglichkeiten nicht nur zwischenmenschliche Beziehungen belasten, sondern sehr wohl auch eine du-evidente Beziehung zwischen Mensch und Tier verhindern, da diese auf der Ebene der Projektionen stagniert (vgl. Rhein 1994).

Rhein stellt als Konsequenz dieser Überlegungen zu dem Beziehungspotential zwischen Mensch und Tier die These auf, „daß die Beziehung zum Tier eine eigenständige emotionale Beziehungsform des Menschen ist, eine artenüberschreitende Beziehung, die analog zur Beziehung Mensch:Mensch ihre Vorzüge und Bequemlichkeiten, aber auch ihre Tücken und Falltüren hat, brüchig werden und zum Desaster, zu einer häßlichen „Scheidung„ führen kann„ (Rhein 1994, S. 149 - Hervorhebung im Original).

Auch wenn sich die Grundbedürfnisse von Mensch und Tier gleichen, so werden dennoch bei dem Zusammenleben unterschiedliche Schwerpunkte deutlich. Über das artenspezifische Temperament hinaus beweist jedes Tier individuelle Unterschiede im Charakter, Verhalten und seinen Lernerfahrungen. Hierauf basiert die Beziehung zwischen Mensch und Tier als eigenständige, individuelle Beziehungsform, die dadurch über den Status einer Beziehung als Ersatz für menschliche Nähe hinauswächst: Die Untersuchung des Verhältnisses von Behindertenbegleithunden und ihren menschlichen Partnern hat zudem deutlich gemacht, daß diese speziensübergreifende Sozialbeziehung bezüglich der zeitweiligen Spannungen durch Launen, Unarten und Unwilligkeiten des Tieres durchaus mit menschlichen Beziehungen zu vergleichen ist (Greiffenhagen 1991).

Das Prinzip der Du-Evidenz ist bei der Entwicklung dieser Beziehung von entscheidender Bedeutung, und insbesondere im Umgang mit Säugetieren wird das Erleben eines tieferen Kontaktes über die Objektebene des „Es,, (im Sinne Bubers) hinaus ermöglicht: Insbesondere Säugetiere als dem Menschen evolutionär nahestehende Tiere „erfüllen viele der Bestimmungen, die in die psychologische Beschreibung der „Person,, eingehen: Das Tier zeigt konstante und dauerhafte Eigenschaften, entwickelt sich durch Reifung und Lernerfahrungen. Das Tier empfindet, beurteilt die Situation, in der es sich befindet, reagiert, sucht sich neue Situationen und Umwelten, handelt nach vorgegebenen Handlungszielen, und es leidet, wenn es an diesen scheitert. Tiere entwickeln wie Menschen auf der Grundlage ihrer Lernerfahrungen ein „subjektives Universum,, (von Uexküll) und konstruieren ihre Umwelt nach subjektiven Kriterien. Ihre Vergesellschaftung zeigt, daß sie gleichermaßen fähig sind, diese subjektiven Erfahrungen mit anderen zu teilen, mit ihnen in einer Umwelt zu leben, die von gegenseitigem Erfahrungs- und Gefühlsaustausch gekennzeichnet ist. Diese eigenständigen Entwicklungslinien der Tiere, ihre eigenen Lebensabsichten gilt es anzuerkennen, gerade vor dem Hintergrund der in dieser Darstellung betonten Rolle des Haustieres als Bindungsfigur des Menschen und der Neigung des Menschen, das Tier als Bildschirm eigener Projektion zu „nutzen,, (Rhein 1994, S. 246 - Hervorhebungen im Original).

Die Betonung der emotionalen Bindung an ein Tier darf folglich nicht dazu führen, daß die Wahrnehmung des scheinbar so vertrauten Tieres nur noch durch Projektionen und Vermutungen geleitet ist. Obwohl trotz des Phänomens der Du-Evidenz tiefe Nähe und eine speziensübergreifende Art der Verwandtschaft besteht, bleibt das Tier ein eigenständiges Wesen in einer eigenen Welt. Die in den verschiedenen Tierwelten herrschenden Lebensbedingungen sind daher von menschlichen graduell zu unterscheiden. Wenn über diese Unterschiede hinaus Verständigung möglich und Ähnlichkeiten bzw. Übereinstimmungen spürbar sind, so sollte dies vor dem Hintergrund der Einzigartigkeit dieses anderen Lebewesens geschehen (Greiffenhagen 1991).

Wie in den vorhergehenden Kapiteln schon angedeutet wurde, kommt auch in der Beziehung zwischen Mensch und Tier der kommunikativen Verständigung eine grundlegende Bedeutung zu. Durch die gegenseitige Mitteilung wird die Art und Weise des Verhältnisses manifestiert, es werden Gefühle übermittelt und auch konkrete Inhalte geäußert. Dies wird im nachfolgenden Kapitel näher betrachtet.

6.2.5 Verständigung: Analoge Kommunikation zwischen Mensch und Tier

Analoge Kommunikation nutzt nonverbale und lautsprachliche Elemente der Verständigung, wie zum Beispiel Gestik und Mimik sowie Stimmodulation, Sequenz, Rhythmus und Kadenz gesprochener Worte oder Laute und Informationen aus dem Kontext der jeweiligen Interaktion, um den Bedeutungshorizont verbaler Mitteilungen sowohl erfassen als auch übermitteln zu können (Burgherr-Meier 1987; Olbrich 1996)

Analoge Kommunikation gewinnt immer dann an Bedeutung, wenn es weniger um die rationale Mitteilung sachlicher Inhalte geht, als vielmehr um den Beziehungsaspekt zwischen den interagierenden Personen. Da in diesem Fall die digitale Kommunikation fast bedeutungslos wird, dienen die analogen Mitteilungen nicht nur zur Klärung der Beziehung zwischen Menschen, sondern auch zwischen Tieren und daher zwischen Mensch und Tier. Aufgrund der Tatsache, daß diese Form der Verständigung phylogenetisch und ontogenetisch älter ist als die verbale Kommunikation, liegt hier die gemeinsame Verständigungsbasis von Mensch und Tier begründet (Greiffenhagen 1991; Olbrich 1996). Neuere Studien belegen, daß es für diese Art der Kommunikation nicht notwendigerweise der Hirnrinde bedarf, so daß mit weitaus mehr Tieren auf diese Weise kommuniziert werden kann, als bisher wissenschaftlich angenommen wurde (vgl. Kap. 5.2.1).

Hinsichtlich der gewohnten zwischenmenschlichen Interaktion besitzen die nonverbalen Elemente der Verständigung eine existentielle Bedeutung der Beziehungsklärung (Watzlawick). Diese Form der Mitteilung ist unbewußt immer und überall vorhanden, d.h., sie wird permanent gesendet bzw. empfangen, jedoch werden die daraus resultierenden Informationen seltener auf bewußte Weise interpretiert und genutzt (Burgherr-Meier 1987). Die analogen Mitteilungen auf der zwischenmenschlichen Beziehungsebene werden aber insbesondere dann wichtig, wenn die gewohnten digitalen Verständigungsmöglichkeiten wenig entwickelt oder massiv gestört sind (z.B. kleine Kinder, Patienten mit psychischen Störungen, darunter insbesondere demente Personen) (Greiffenhagen 1991; Olbrich 1996). Analoge Kommunikation kann in diesen Fällen unbewußt und bewußt zum gegenseitigen Austausch und zum Aufbau einer Atmosphäre der Verständigung und Nähe eingesetzt werden.

Dieses Phänomen kann sowohl in der alltäglichen Interaktion mit Tieren als auch in tiergestützten Therapiesituationen gezielt genutzt werden. Die Offenheit und Ehrlichkeit eines Hundes z.B. als Co-Therapeut kann die Wirkungen der eventuell negativen nonverbalen Kommunikation aufgrund double-bind-Botschaften zwischen Therapeut und Klient abschwächen (Corson, O'Leary Corson 1980a). „Die möglichen Probleme der Kommunikation mit Menschen sind demnach in der Mensch-Hund-Kommunikation minimiert oder überhaupt nicht vorhanden, das heißt aber auch: Die zentral nonverbal ablaufende Kommunikation vermittelt Zutrauen, Vertrauen, Sicherheit, Selbstwertstabilisierung und baut Mißtrauen, Scheu, soziale Isolationstendenzen und auch eingeschränkte Selbstbejahung ab„ (Bergler 1986, S. 51). Hierin zeigt sich die „Eisbrecher,-Funktion des Hundes, in deren Folge der Klient diese Erfahrung auf den Therapeuten bzw. anschließend im Umgang mit anderen Menschen übertragen lernt, um zukünftig auch tragfähige zwischenmenschliche Beziehungen eingehen zu können.

Tiere nehmen hauptsächlich die analogen Anteile der Kommunikation wahr, die vom Menschen ausgesendet werden; sie reagieren, abgesehen von erlernten Befehlen, weniger auf die digitalen Übermittlungen. Tiere antworten daher dementsprechend auf die analogen Mitteilungen und geben dem Menschen dadurch die Möglichkeit, bewußter und ehrlicher in dieser Beziehung zu kommunizieren (Olbrich 1996). Insbesondere sozial lebende Tiere als auf Kommunikation bzw. Interaktion angewiesene Wesen nehmen hauptsächlich die analogen Mitteilungen über die Gefühlslage des Menschen wahr, ohne sich von den digitalen Verzerrungen und Ablenkungen irritieren zu lassen. Da in der Interaktion mit Tieren die Sprache als Kommunikationsmittel lediglich eine untergeordnete Rolle spielt, erlangen die auf der affektiven Ebene vermittelten Informationen eine weitaus größere Intensität (Rheinze 1994). Tiere sind dabei sehr wohl fähig, Betroffenheit zu äußern, ohne jedoch die menschlichen Aspekte des innerlichen Rückzuges oder gar der Ablehnung zu empfinden: „In einer Äußerung von Leid, Angst und Schmerz nimmt der Hund nur die an ihn gerichtete Lebensäußerung wahr, ohne zwischen mitgeteilten negativen oder positiven Inhalten zu unterscheiden. Eine unbedrohliche, angstfreie Kommunikation ist möglich, in der auch der alte, gebrechliche oder sterbende Mensch sich angenommen fühlen kann„ (Rupprecht et al. 1987, S. 48).

Obwohl neueste Erkenntnisse der Verhaltensforschung zeigen, daß auch Tiere zu Lügen fähig sind, sich also nicht in jedem Fall kongruent mitteilen (Arzt, Birmelin 1993), liegt die Verständigung der Kommunikation zwischen Mensch und Tier in der analogen, also eher kongruenten Ebene begründet, die ein essentielles Anteilnehmen und Mitsein ermöglicht (vgl. Burgherr-Meier 1987). Hierin scheint die Begründung für das menschliche Empfinden zu liegen, daß Tiere in ihrer Beziehung zu ihren menschlichen Partnern aufrichtig leben und lieben; dies wäre ebenfalls die Erklärung für das Empfinden, daß vertraute Tiere viele Gefühle des Menschen intuitiv

verstehen und Mitgefühl signalisieren, da sie die emotionalen Äußerungen auf der nonverbalen Ebene als Verständigungsmedium nutzen und analog darauf reagieren bzw. antworten. Der Mensch nutzt den gesamten Kontext der Interaktion und die Intensität des gegenseitigen Austausches, um die Mitteilungen des Tieres hinsichtlich dessen Befindlichkeit und dessen Verhältnis zu ihm zu interpretieren (Serpell 1990).

Viele Menschen fühlen sich im Kontakt zu Tieren sicher und vertrauensvoll, sie fühlen sich mit ihren erkennbaren und verborgenen Eigenarten angenommen und geliebt, da die grundlegenden Mitteilungen auf einer tieferen Basis der vorsprachlichen Verständigung und Sympathie liegen (Greiffenhagen 1991). Doch geht es hinsichtlich der Kommunikation mit Tieren nicht nur um emotionale Übermittlungen auf der Basis gegenseitig tiefer Zuneigung und existentieller Akzeptanz, sondern auch um das Bedürfnis, den Fluß innerer Gedanken gegenüber einem mitfühlenden Lebewesen zu äußern.

Tiere sind für viele Menschen Gesprächspartner, denen sie ausführlich oder auch nur bruchstückhaft ihre Freude, vor allem aber auch ihr Leid anvertrauen können. Dabei ist unwichtig, daß das Tier den rationalen Informationsgehalt nicht versteht, da insbesondere sozial lebende Tiere intuitiv die emotionale Ausstrahlung spüren bzw. auf die Tonlage und Körpersignale des menschlichen Partners reagieren. Ein Tier hat in dieser Situation aus menschlicher Sicht die Funktion eines „stillen Psychiaters,“ (Greiffenhagen 1991, S. 56), weil es zuhört und an den emotionalen Äußerungen teilnimmt, ohne die Erzählung oder Reflexion zu unterbrechen.

In unterschiedlichen Situationen kann in Menschen das Bedürfnis geweckt werden, sich anderen mitzuteilen. Diesem Bedürfnis kann ein Tier als Ansprechpartner gerecht werden, da es die existentielle Gefühlswelt des Mitgeteilten versteht, und es kann darüber hinaus, aufgrund des inhaltlichen Unverständnisses, weder die rationalen Auswirkungen des Geschehenen berücksichtigen, noch den Wert seines menschlichen Partners anzweifeln oder seine Zuneigung zu ihm beeinträchtigen. Zum Beispiel spürt ein Tier die Niedergeschlagenheit nach einem negativ erlebten Ereignis, aber es sieht den Betroffenen nicht als 'Versager' oder 'Verlierer'. Die Liebe eines Tieres zu seinem Partner bleibt von menschlichen Kategorien wie Erfolg, sozialer Status oder physische Attraktivität unbeeinflusst. Es vermittelt ihm ein Gefühl der Wichtigkeit und Unersetzbarkeit; dies sind Gefühle, die gerade für Menschen in schwierigen Situationen einen gewissen Trost bedeuten, aber auch in alltäglichen Situationen das Selbstwertgefühl stärken können (ebd.).

Eine Untersuchung bei alleinstehenden älteren Menschen ergab, daß die Inhalte der Kommunikation mit einem Hund folgende Schwerpunkte aufweisen:

100 % teilen ihm Lob und Zärtlichkeiten mit,
84 % erzählen ihre Sorgen und alltäglichen Ärgernisse,
73 % berichten ihrem Tier von Alltagsereignissen und -erfahrungen,
49 % lesen ihm aus der Zeitung und Zeitschriften vor,
30 % lesen aus Büchern und Romanheften vor,
45 % erteilen Befehle an ihren Hund (Bergler 1986).

Dies zeigt, daß ein Hund eine wichtige Rolle zur Befriedigung des Mitteilungs- und Zuneigungsbedürfnisses im Leben dieser Menschen übernommen hat.

Die Verständigung zwischen Mensch und Tier ist vielfach durch Handlungen geprägt, zum Beispiel wird ein Lob häufig durch Streicheln oder Klopfen des Tieres ausgedrückt, oder das 'Mit-der-Nase-stupsen' eines Hundes wird als deutliche Aufforderung erlebt. Eine Handlung ist eines der ursprünglichsten Verständigungsmedien. Da die Intention der beabsichtigten Mitteilung nicht erst in abstraktere Formen der Kommunikation übersetzt wird, kann diese unmittelbar durch die Wahrnehmung wirken. Insbesondere die taktil-kinästhetische Wahrnehmung, die speziell bei institutionalisierten älteren Menschen stark eingeschränkt ist (vgl. Kap. 2.5), wird auf diese Weise angeregt und gefördert. In Anlehnung an Affolter und Piaget bilden diese sensomotorischen Erfahrungen die Basis der frühkindlichen Sprach- und Persönlichkeitsentwicklung, daher können verschiedene Handlungen und taktile Erfahrungen, so auch im Umgang mit Tieren, entsprechende Erinnerungen aus der Kindheit hervorrufen (vgl. Burgherr-Meier 1987).

Die Interaktion und Kommunikation mit Tieren ermöglicht dem Menschen die Ausweitung seines eigenen Erlebens und Verstehens mit der Chance, sich selbst intensiver zu erfahren und verstehen zu lernen. Dabei geht es nicht primär um die Erweiterung des rationalen Wissens über sich, sondern vielmehr um die emotionale Erkenntnis seiner selbst, die Entdeckung seiner Intuition und das Zulassen existentieller Lebensprozesse, wie zum Beispiel Lebensfreude, aber auch Trauer und Tod. Olbrich (1996) definiert dies als Ausweitung der sensiblen Responsivität eines Menschen, d.h. daß die Sensitivität des Menschen, die Durchlässigkeit für Gefühle und Stimmungen erhöht wird und das Empfinden sowie Verhalten zunehmende Kongruenz aufweist.

Dieser Prozeß bedeutet ebenso eine Erhöhung der Sensibilität auch im Umgang mit anderen Menschen, da aus dem in der Beziehung zu einem Tier ermöglichten Selbsterfahrungs- und Lernprozeß eine verbesserte Authentizität bzw. Selbst-Kongruenz erfolgt, die sich auch in zwischenmenschlichen Interaktionen niederschlägt (ebd.). Authentizität im Sinne Rogers besagt, daß sich eine wachsende Übereinstimmung zwischen innerem Erleben, Bewußtsein und Kommunikation ergibt und daher paradoxe Verständigung, wie z.B. die Problematik der double-bind-Botschaft vermieden werden kann. Durch die sich erweiternde Erfahrung seiner

selbst, das zunehmende Gespür für sich und sein soziales Umfeld, welches zunächst das Tier repräsentiert und durch die wachsende Kontakt- bzw. Beziehungsfähigkeit erweitert sich der Kreis der befriedigenden sozialen Interaktionen, des „circle of warmth and approval,, (Corson, O’Leary Corson 1980, S. 88).

Die Verständigung zwischen Mensch und Tier läßt existentiell wichtige Erfahrungen zu, wie zum Beispiel ein tiefes Gefühl des Angenommen-seins. Daraus kann die Fähigkeit und Bereitschaft resultieren, sich zunehmend authentisch zu erleben und zu verhalten, um mit dieser Selbstsicherheit und dem wachsenden Vertrauen in seine Umwelt nunmehr auch in Verbindung zu den Menschen seines sozialen Umfeldes zu treten.

6.2.5.1 Überlegungen zur Bedeutung des taktilen Kontaktes

Die nonverbale Verständigung zwischen Mensch und Tier verläuft häufig auf der taktilen Ebene, sowohl der Mensch als auch das Tier nutzen körperliche Berührungen, um dem Gegenüber etwas mitzuteilen. Darüber hinaus wird wechselseitig das Bedürfnis nach Körperkontakt und zärtlicher Berührung eingefordert bzw. befriedigt, ohne daß über diese Zuneigung hinausgehende Kommunikationsakte im Vordergrund stehen. Insbesondere das weiche Fell der meisten Tiere lädt ein zu Berührung und Streicheln. Da insbesondere die jetzige Altengeneration von einem Tabu hinsichtlich offen geäußerter Bedürfnisse der zwischenmenschlichen Nähe und Intimität betroffen ist (vgl. Kap. 2.3.2), ermöglicht der taktile Kontakt mit einem Tier als sozial akzeptierte Quelle den Austausch unschuldiger, vom sexuellen Gedanken unbehafteter Zärtlichkeiten (Serpell 1990).

Vergegenwärtigt man darüber hinaus die Erkenntnisse über die Notwendigkeit des Hautkontaktes zur individuellen Entwicklung des Menschen (und des Tieres), so kann angenommen werden, daß das Streicheln eines Tieres eine existentiell tiefe Bedeutung sowohl für körperliche als auch psychische Prozesse besitzt.

Da jeglicher Körperkontakt zunächst die Haut betrifft, wird zunächst die Rolle dieses Organes bei der Kontaktvermittlung veranschaulicht. Die Haut beinhaltet sowohl die Funktion des Kontaktes als auch der Trennung verschiedener Organismen, sie ist die „Trennungslinie zwischen dem „Ich,, und dem „Nicht-Ich,, jedes Lebewesens,, (Juhan 1997, S. 98). Über diesen Kontakt an der äußeren Grenze der Lebewesen entsteht die Empfindung des Nicht-Alleinseins, die zunächst körperliche, eindringliche Erfahrung, daß jemand da ist. In Anlehnung an die Items im Rahmen der Untersuchung zu depressiven Entwicklungen (vgl. Kap. 4.4.1), kann diesem Phänomen umfassende Bedeutung für psychische Empfindungen und Prozesse zugemessen werden. Die schon vor Jahrzehnten dokumentierten, zunächst erstaunlichen Erfahrungen und fragwürdigen, jedoch auf-

schlußreichen Experimente mit Waisenkindern und Affenbabies (vgl. Juhan 1997; Spitz 1988) erhärten den Kausalzusammenhang zwischen fürsorgender, zärtlicher Berührung und physisch sowie psychisch gesunder Entwicklung.

Da über die Haut die konstante Übermittlung von Umweltinformationen erfolgt, welche nicht nur physische Empfindungen verursachen, sondern auch emotionale Auswirkungen nach sich ziehen, ermöglicht dieses Organ einen ganzheitlichen Kontakt zur Umwelt. Es dient als Quelle für Empfindungen und Gefühle, welche das individuelle situative und zeitliche Bewußtsein prägen. Die physischen und psychischen Qualitäten der Berührungen ermöglichen eine Orientierung hinsichtlich körperlicher, emotionaler und geistiger Aspekte; eine Unterbindung der dazu notwendigen Tastempfindungen kann eine tiefe und anhaltende Desorientierung auslösen, welche psychische Störungen nach sich ziehen kann (Juhan 1997).

Untersuchungen haben gezeigt, daß nicht die Quelle der taktilen Stimulierung ausschlaggebend ist (ebd.), sondern daß die Berührung zwischen Lebewesen eine grundlegende Eigendynamik zu beinhalten scheint, welche auf Physis und Psyche Auswirkungen hat. Diese kann über zwischenmenschliche Kontakte hinaus ebenso auf die Interaktion zwischen Mensch und Tier bezogen werden.

In Anlehnung an die Erkenntnisse des Person-Umwelt-Konzeptes (Kap. 3) kann gefolgert werden, daß dem taktilen Kontakt eine entscheidende Bedeutung hinsichtlich der Umwelt- und Selbstwahrnehmung eines Menschen und des gegenseitigen Austausches zufällt. Da in der Berührung eines Tieres sowohl Informationen über den Menschen selbst als auch über das Tier als Bestandteil der Umwelt enthalten sind und ein Prozeß gegenseitigen Austausches und der Orientierung stattfindet, kann an dieser Stelle Berglers Begriff der „Wirklichkeitstherapie„ (Bergler 1986) aufgegriffen werden. Juhan (1997, S. 110) sieht insbesondere im taktilen Kontakt den Aspekt dieser Orientierung verwirklicht: „Stärker als jede andere Sinneswahrnehmung definiert Berühren unser Gefühl für Realität„.

Taktiler Kontakt ist nicht nur wichtig hinsichtlich der Wahrnehmung der eigenen Person und der Umwelt sowie der daraus resultierenden Orientierung, sondern trägt auch zur Entwicklung der individuellen Lebenseinstellung und des Verhaltens bei. Die Berührung eines Tieres kann Quelle für Sicherheit und Verbundenheit sein und die Aufmerksamkeit des Menschen auf diese Begegnung und die dadurch ausgelösten Gefühle und Empfindungen bündeln, welche die Basis für das zukünftige Öffnen gegenüber der Umwelt bilden. „Das „Fühlen„ in meiner Haut und die „Gefühle„ in meinem Herz, was ich „fühle„ und welche „Gefühle„ ich dazu entwickle - all das kann sich so verquirlen, so vieldeutig sein, daß meine inneren „Gefühle„ die „Gefühle„ meiner Haut genauso stark verändern können wie eine bestimmte Empfindung meine geistig-seelische Verfassung„ (Juhan 1997, S. 117).

Berührung ist notwendig für chemische Körpervorgänge sowie für strukturelle und psychologische Eigenschaften des Individuums. Daher zeigt ein Mangel an taktiler Stimulierung Auswirkung auf somatische und auch auf psychische Erkrankungsformen wie z.B. Teilnahmslosigkeit und Depression, emotionale Spannungen und Verwirrung aufgrund fehlender Körperwahrnehmung als Bestandteil eines ganzheitlichen Ich-Gefühles (a.a.O.). Da zudem im Rahmen der Untersuchungen zu psychosozialen Risikofaktoren als Auslöser für dementielle und depressive Syndrome die Notwendigkeit der emotionalen Unterstützung deutlich wurde, kann der physischen und psychischen Stimulierung durch taktilen Kontakt mit Tieren effektive Bedeutung für zugemessen werden. „Viel Aufmerksamkeit richtet sich derzeit auf Streß als zentralen Auslösefaktor vieler weitverbreiteter Beschwerdebilder mit unklarer Ursache. Besänftigende Berührungen, ob zerzausten Katzen, weinenden Säuglingen oder ängstlichen Kindern gespendet, besitzen die allüberall anerkannte Macht, die äußeren Zeichen von Kummer zu lindern. Wie kommt es, daß wir ihren Nutzen für den erschöpften Erwachsenen ignorieren?„ (a.a.O., S. 158).

6.2.6 Die Schlüsselrolle des Tieres: Ventilieren und Validieren

Anhand der Erläuterung des Kommunikationsaktes zwischen Mensch und Tier wird deutlich, daß dieser Prozeß sowohl Aspekte der Ventilierung als auch der Validation (N. Feil) enthält, die für das psychische Wohlbefinden von Bedeutung sind.

Ein Tier kann den Vorgang des Ventilierens unter anderem dadurch unterstützen, indem es als Ansprechpartner für Äußerungen von Gedanken und Gefühlen fungiert; diese sprachliche Mitteilung kann eine subjektive Klärung der aktuellen Inhalte und Erleichterung in belastenden Situationen bewirken. Im Unterschied zu unbelebten Objekten, die seltener dazu motivieren, einen Monolog zur gedanklichen Auseinandersetzung insbesondere mit emotional behafteten Themen zu äußern, regt das lebende Gegenüber zu Projektionen bzw. einem inneren Dialog an. Darüber hinaus zeigt ein Tier Reaktionen auf die sprachlichen bzw. emotionalen Äußerungen des Menschen und ermöglicht dadurch einen Austausch zwischen Mensch und Tier auf der Beziehungsebene. Diese Wechselseitigkeit bedeutet in Anlehnung an R. Spitz (1988, S. 14) eine „archaische Form des Gesprächs„. Das Tier als lebendiges Gegenüber oder gar signifikantes Anderes besitzt die Fähigkeit, einen nonverbalen Dialog mit dem Menschen zu führen, einen „Dialog des Tuns und Reagierens, der in Form eines Kreisprozesses innerhalb der Dyade vor sich geht, als fortgesetzter, wechselseitig stimulierender Rückkopplungsstromkreis„ (ebd.). Hinsichtlich des Ventilierens kann das Tier die Rolle eines Spiegels einnehmen, den der Mensch mehr oder weniger bewußt nutzt, um seine Reflexionen und Projektionen

eingehender fortzusetzen und eventuell zu überprüfen. Auf einer tieferen Ebene wird hier allerdings auch schon der Aspekt des Validierens deutlich, der mit zunehmendem Alter insbesondere hinsichtlich psychischer bzw. geistiger Beeinträchtigungen und Defiziten an emotionaler Unterstützung an Bedeutung gewinnt (Feil 1992).

Die Form der Kommunikation zwischen Mensch und Tier zeigt fortwährend Aspekte des Mitteilens in doppeldeutiger Hinsicht: einerseits werden gegenseitig Informationen ausgetauscht und empfangen, andererseits zeigt insbesondere das Tier eine außerordentlich große Fähigkeit zum miteinander Teilen von Empfindungen im Sinne eines Mitgehens und Mitschwingens mit den emotionalen Äußerungen des Menschen.

Da Validation ohne sprachliche Vermittlung auskommt, ist diese Auswirkung der Interaktion zwischen Tier und Mensch nicht von dessen Bewusstseinslage abhängig, d.h. Menschen mit unbeeinträchtigten geistigen Kompetenzen, die zum Beispiel unter dem Gefühl der Einsamkeit leiden, können die Nähe und Empathie des Tieres ebenso genießen wie die in ihren geistigen Funktionen beeinträchtigten Personen, zum Beispiel im Falle der thematisierten psychischen Krankheiten. Insbesondere die hierbei verstärkt auftretenden Beeinträchtigungen kognitiver Orientierungs- und Verhaltensmuster verursachen eine wachsende Notwendigkeit der Bestätigung des subjektiven Erlebens und Empfindens auf nonverbalen Kanälen, um dem betreffenden Menschen Verständnis, das Gefühl des Angenommenseins, der Wärme und Nähe zu vermitteln (ebd.).

Die intensive Nähe - vertieft durch taktilen Kontakt - und die emotionalen Mitteilungen analoger Kommunikation werden in therapeutischer Hinsicht im Rahmen der Validation genutzt. Der tiefe Kontakt, der während dieses Vorgehens bewußt zwischen Klient und Therapeut aufgebaut bzw. zugelassen wird, scheint in der Beziehung zu Tieren fortwährend möglich zu sein und kann verglichen werden mit dem beabsichtigten Validieren in therapeutischen und daher zeitlich begrenzten Situationen. Bei Tieren besteht zudem der große Vorteil, daß deren eigene Aufnahme- und Unterstützungsbereitschaft bezüglich emotionaler Nähe zum Menschen durch eigene Gefühle der Verletzlichkeit und Hilflosigkeit, wie sie zum Beispiel im viel diskutierten Phänomen des Burn-out-Syndroms auftreten und bei menschlichen Helfern unbewußte Signale des Ablehnens und Rückzuges verursachen, weitaus weniger beeinträchtigt wird. Das Phänomen der analogen Kommunikation zwischen Mensch und Tier und dessen Funktion als stiller Psychiater (Greiffenhagen 1991) bzw. der alltägliche therapeutische Aspekt eines Tieres (Levinson 1983) kann auf diese Basis der konstanten existentiellen Teilnahme und Teilhabe zurückgeführt werden.

Der validative Aspekt der Mensch-Tier-Interaktion kann als gezielte Intervention im Sinne emotionaler Unterstützung interpretiert werden, insofern gelten auch hier die Erkenntnisse hinsichtlich sozialer Unterstützung im Alter. Kritische Lebensereignisse und emotionale Belastungen können

besser überwunden und daraus resultierende psychische Störungen gelindert bzw. vermieden werden (Olbrich 1988; vgl. Diewald 1991, Feil 1992, Röhrle 1994). Alte Menschen, die subjektiv ausreichende emotionale Unterstützungsleistungen bei der Bewertung und Überwindung kritischer Lebensereignisse erhalten, erleiden seltener psychische oder psychosomatische Erkrankungen als Personen mit Defiziten in diesem sozialen Bereich (Olbrich 1988; vgl. Röhrle 1994). Um diese Hypothese hinsichtlich der emotionalen Unterstützung durch Tiere zu erhärten, müssen jedoch erst noch genauere Untersuchungen erfolgen, da die Literatur zu den Themen sozialer Unterstützung und kritischer Lebensereignisse zeigt, daß es sich hierbei um ein äußerst genau zu differenzierendes Feld wechselseitiger Einflußfaktoren handelt.

6.3 Die Bedeutung von Tieren in der therapeutischen Arbeit mit und für ältere Menschen

Um die Bedeutung von Tieren in der therapeutischen Arbeit mit und für ältere Menschen ausführlich erfassen zu können, ist es notwendig, den Bereich der therapeutischen Arbeit möglichst weit zu definieren und über spezifische, theoriegeleitete Therapiesituationen bis in alltägliche Zusammenhänge hinauszugehen. Anhand des Person-Umwelt-Konzeptes wird deutlich, daß Interventionen, die therapeutischen Zielen zur Kompetenzförderung und Erhöhung des individuellen Wohlbefindens im Alter dienen, sowohl personologische Aspekte fokussieren als auch Faktoren der Umwelt einbeziehen müssen. Der Einsatz von Tieren in dieser therapeutischen Arbeit eignet sich zur Beeinflussung beider Aspekte: ein Tier verkörpert einen Teil der Umwelt, welcher Einfluß auf physische und psychische bzw. soziale Dimensionen der betreffenden Personen zeigt und darüber hinaus zur konkreten Wechselwirkung mit ihm als Bestandteil der Umwelt anregt. Vor diesem Hintergrund wird tiergestützte Therapie nicht nur auf intervenierte Ausnahmesituationen beschränkt, sondern auf das alltägliche Leben und Erleben ausgeweitet.

In Bezug auf eine derartige „angewandte Gerontologie“, postuliert Petzold (1985) grundlegende Ziele für die Arbeit mit alten Menschen, die in diesem Zusammenhang große Aktualität besitzen. Er fordert, den gängigen Fokus der Altenhilfe von Maßnahmen „reparativer“, d.h. schadensmindernder oder „konservierender“, d.h. Bestehendes erhaltender Art zu lösen und darüber hinaus das Ziel anzustreben, „den alten Menschen *Lebenserhaltung und Lebensgestaltung im Lebenszusammenhang* zu ermöglichen. Dieses Ziel hat für das Altern bis in die Sterbesituation hinein Gültigkeit, (ebd., S. 16 - Hervorhebung im Original).

Hinsichtlich therapeutischer Interventionen entspricht dies nicht nur der therapeutisch begleiteten Verarbeitung pathogener Muster, sondern auch der Erhaltung oder Förderung individueller, physischer sowie psychischer Fähigkeiten bzw. Kompetenzen im alltäglichen Rahmen sowie der Ent-

wicklung einer individuellen, tragfähigen Zukunftsperspektive, die offen ist für Veränderungen und persönliches Wachstum begünstigt. Diese Entwicklung betrifft nicht das Individuum isoliert, sondern verweist auf den zentralen Zusammenhang von Person und Umwelt und deren wechselseitige Bezogenheit. Damit werden auch gleichzeitig die Ziele über die engen Grenzen konkreter Therapiesituationen hinaus in den Bereich des alltäglichen Lebens und Erlebens transformiert.

Die Interaktion mit Tieren erlangt vor diesem Hintergrund besondere Bedeutung, welche im Folgenden nicht mehr anhand verschiedener theoretischer Konzepte erläutert (vgl. Kap. 3 und 4), sondern auf fundamentale Hypothesen vereinfacht wird: Tiere unterstützen die psychosoziale Rehabilitation eines Menschen (vgl. Olbrich 1996) und sie bieten emotionale Unterstützung, wodurch sie einen Beitrag leisten zur Erhaltung und Förderung der psychischen Gesundheit des Menschen.

6.3.1 Tiergestützte Therapie und Tierhaltung als Form der psychosozialen Rehabilitation

Rehabilitative Maßnahmen dienen nicht nur der funktionellen Erhaltung und Förderung von Kompetenzen, sondern in deren Konsequenz auch der Steigerung des Wohlbefindens und der Lebenszufriedenheit. „Im Rahmen der Interventionsgerontologie stellt die Rehabilitation eine von mehreren Maßnahmen dar, die ein Optimum an psychophysischem und psychosozialen Wohlbefinden beim alten Menschen herbeiführen sollen,“ (Tüpker-Sieker 1991, S. 115).

Hinsichtlich der Rehabilitation alter Menschen entfällt zunächst das auf jüngere Menschen bezogene Ziel der beruflichen Wiedereingliederung. Damit wird allerdings nur ein Teilbereich rehabilitativer Ziele ausgespart, die grundlegenden sozialen und psychologischen Ziele der Rehabilitation bleiben auch für ältere Zielgruppen bestehen und werden den individuellen Voraussetzungen und Möglichkeiten angepaßt.

Rehabilitation strebt nach der Verbesserung und Erhaltung der geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Befindlichkeiten eines Menschen. Dabei soll „die Wiederherstellung bis zur Grenze des Möglichen,“ (Junkers 1995, S. 321) erzielt werden, wobei sich diese Grenze an den individuellen Möglichkeiten und am subjektiven Befinden des Betroffenen orientiert.

Dabei geht es nicht um die generelle Vermeidung von individuellem Hilfs- und Pflegebedarf, sondern um die Wiedergewinnung bzw. Erhaltung eines individuellen Maßes an körperlicher Mobilität, Kommunikations- bzw. Kontaktfähigkeit und geistiger Aktivität (vgl. Tüpker-Sieker 1991).

Die übergreifenden Ziele geriatrischer Rehabilitation umfassen daher die Bereiche der größtmöglichen Selbständigkeit unter Beachtung der Person-Umwelt-Wechselwirkung, des größtmöglichen subjektiven Wohl-

befindens sowie die Verbesserung einer eventuell bestehenden Hilfs- und Pflegesituation und der Einbindung in ein soziales Umfeld.

Das Person-Ziel rehabilitativer Interventionen läßt sich auch so formulieren, daß die subjektiv größtmögliche Annäherung an einen selbstbestimmten und selbst-bewußten Zustand erreicht wird, der in Anlehnung an Kruse (1990a) folgendermaßen beschrieben werden kann: Das Alter ist als Lebensabschnitt zu verstehen, innerhalb dessen jeder Person die Möglichkeit gegeben werden sollte, sich mit der aktuellen Lebenssituation im Rahmen der individuellen kognitiven und affektiven Möglichkeiten auseinanderzusetzen. Es wird eine individuelle Verbesserung der Lebenssituation und damit einhergehend eine Erhöhung des Wohlbefindens und der Lebenszufriedenheit angestrebt. Gleichzeitig geht es um das Bemühen, die biographischen Erfahrungen, Verletzungen und Verluste aber auch Gewinne in das Lebenskonzept zu integrieren, um das Leben trotz der vorhandenen Belastungen und Einschränkungen bejahen zu können.

Der immanente Prozeß der subjektiven Wahrnehmung und Bewertung der eigenen Kompetenzen und der Möglichkeiten der jeweiligen Umwelt kann durch Tiere in therapeutischen Situationen sowie in alltäglicher Interaktion unterstützt werden, so daß die psychosoziale Kompetenzförderung und -erhaltung mit einer Verbesserung der Selbstwahrnehmung und -bewertung sowie mit einer Steigerung der individuellen Motivation und Selbstsicherheit einhergeht.

Ohne für den folgenden Gedanken die Notwendigkeit der geeigneten Anpassung der Umwelt an die Fähig- und Fertigkeiten des betreffenden Individuums zu verdrängen und die emotionale Dimension der tierlichen Unterstützung des Menschen zu verleugnen, läßt sich der rehabilitative Aspekt der tiergestützten Therapie und der Tierhaltung auch in Anlehnung an Savishinsky (1983, S. 121) nüchtern als Form der Domestikation des Menschen betiteln: „Nowadays, when confronted with a patient who cannot function in daily life, we place him in therapy in order to civilize him - make him capable of functioning in our culture. When a pet animal becomes the vehicle by which this socialization occurs, then it is the animal who domesticates the man, rather than the reverse.,,

6.3.2 Tiere als Unterstützung der Emotionalität des alten Menschen

Nicht nur im Falle kritischer Lebensereignisse oder psychischer Störungen vermögen Heimtiere dem Menschen die Gefühle von Wärme, Sicherheit, Zugehörigkeit, Vertrautheit und Beständigkeit zu vermitteln; doch insbesondere in Belastungssituationen und vor dem Hintergrund der mangelhaften emotionalen Unterstützung durch zwischenmenschliche Beziehungen ist diese wohltuende Wirkung der Interaktion mit Tieren zu verspüren.

Die Gefährtschaft von Tieren dient allerdings nicht nur als Ersatz für bestimmte fehlende Dimensionen und Qualitäten zwischenmenschlicher Bindungen, so z.B. als Kindesersatz oder als Abschirmung gegen die „möglicherweise lähmenden und schwächenden Folgen von Einsamkeit und sozialer Isolation,“ (Serpell 1990, S. 147), sondern sie bereichern das menschliche Sozialleben auch um die Möglichkeit einer eigenständigen Beziehungsform. Das Einlassen auf diese eigenständige Art der Beziehung zwischen zwei Spezies erlaubt und fördert das Erleben der eigenen Naturhaftigkeit und vermag die sozialen und gesellschaftlichen Erwartungen und Ansprüche, welche eine Entfremdung des Menschen von seinen emotionalen, naturhaften Wurzeln vorantreiben, auf ein subjektiv erträgliches oder gar entwicklungsförderndes Maß zu relativieren. Tiere dienen nicht nur als narzißtische Objekte zur Befriedigung weitgehend unterdrückter Bedürfnisse und Wünsche, sondern verweisen sozusagen als Mittler auf die Möglichkeiten der Lebensgestaltung zwischen geschaffener Kultur (Normen, Werte) und dem Menschen innewohnende Natur (Bedürfnisse, Gefühle) (vgl. Katcher 1983, Levinson 1983, Savishinsky 1983).

Dazu gehören nicht nur die Empfindung und Befriedigung der teilweise tabuisierten Bedürfnisse nach Körperkontakt (vgl. Kap. 5.2.5.1), Zärtlichkeit und Sexualität im Alter, sondern auch die kognitiv und emotional tiefe Akzeptanz existentieller Lebensprozesse wie Krankheit und Tod. Das Sterben eines vertrauten Tieres führt dem Menschen nicht nur die Endlichkeit des Lebens vor Augen, sondern auch den ewigen Zyklus von Tod und Geburt als natürlichen Lebenskreislauf und bewirkt das Gewahrwerden und Akzeptieren der existentiellen Lebensprinzipien des Entstehens und Vergehens (vgl. Bergler 1996, Knight 1983, Olbrich 1996).

Insbesondere im Hinblick auf dementielle und depressive Erkrankungen im Alter erlangt die Unterstützung des Akzeptierens von verunsichernden oder schmerzhaften Lebensveränderungen an Bedeutung. Versteht man depressive und dementielle Syndrome als Reaktionen auf biographische Verlusterlebnisse bei gleichzeitiger psychischer Überforderung bzw. als Zusammenbruch psychischer Ressourcen, so liegt in der Interaktion mit Tieren ein Unterstützungspotential hinsichtlich der emotionalen Auseinandersetzung mit diesen Lebensereignissen begründet.

Katcher (1983) und Knight (1983) befinden die Tierhaltung sogar für derartig tiefgreifend und wirkungsvoll, daß sie von einer möglichen Aktivierung der menschlichen Selbstheilungskräfte sprechen. Aus ganzheitlicher Sicht entspringt der psychische Heilungsprozeß der Integration der naturhaft-tierlichen und der spirituellen Elemente des menschlichen Seins; ein Tier kann diesen Prozeß der Integration anregen und unterstützen und kann in diesem existentiell tiefgründigen Sinn als Gefährte empfunden werden. Dieses Gefühl der Verbundenheit mit einem Tier erfüllt das Verlangen zu lieben bzw. Beziehung zu leben und zu sein (Olbrich 1996), welches in der Phase des Alters zunehmenden individuellen Verlusten

und sozial bedingten Erschwernissen und Frustrationen unterliegt (vgl. Kap. 4.4).

Ein Tier stellt im Leben eines alten Menschen ein Ziel seiner Handlungen und Bedürfnisse dar, ermöglicht die Empfindung eines subjektiven Lebenssinnes und ist Quelle der Bestätigung. Das Benötigen von Bestätigung, Wertschätzung und das Gefühl, gebraucht zu werden ist kein Zeichen der Schwäche, noch sind diese Empfindungen in irgendeiner anderen Form abzuwerten, denn „unser Selbstvertrauen, unser Selbstwertgefühl, unsere Fähigkeit, mit den Belastungen des Lebens fertig zu werden, und nicht zuletzt unsere physische Gesundheit hängen von diesem Gefühl der Zugehörigkeit ab,“ (Serpell 1990, S. 146). Anstatt aufgrund unerfüllter und scheinbar unerfüllbarer Bedürfnisse und Wünsche nach sozialer Einbindung und emotionaler Bezogenheit und Wechselseitigkeit einen Prozeß des psychischen und sozialen Rückzuges zu vollziehen, stellt ein Tier Quelle und gleichsam Ziel emotionaler Werte und Prozesse im Sinne der Gegenseitigkeit des Gebens und Nehmens dar. Die Forschungsergebnisse im Bereich der sozialen Unterstützung zeigen, daß dem Aspekt der Reziprozität insbesondere im Alter gesteigerte Bedeutung zukommt. Das Selbstwertgefühl alter Menschen wird entscheidend von ihren Möglichkeiten, Liebe und Ausdrucksformen der Zuneigung und emotionalen Unterstützung geben zu können, beeinflusst (Diewald 1991).

Jenseits der Differenzierung zwischen Geben und Annehmen emotionaler Unterstützungsleistungen liegt die Bedeutung eines Tieres darin begründet, daß es generell die Wahrnehmung und Äußerung von Gefühlen betont und fördert. Das Tier fordert von seinem menschlichen Gegenüber, sich mit ihm auf emotionaler Basis in Beziehung zu setzen. Insbesondere hinsichtlich dementieller oder depressiver Syndrome, die in Anlehnung an Grund als Verweigerung des Kontaktes mit sich selbst und der Umwelt aufgefaßt werden können, bewirkt die sanfte Eindringlichkeit eines Tieres, dessen Aufforderung und Verlockung zu Aufmerksamkeit und Kontakt im Sinne der Du-Evidenz, eine Öffnung des Menschen. Diese Öffnung, die nicht nur vor dem Hintergrund diagnostizierter psychischer Störungen und Veränderungen heilsam ist, läßt sich mit den Worten Bubers (1962, S. 153 f.) abschließend zusammenfassen:

„Jeder von uns steckt in einem Panzer, dessen Aufgabe ist, die Zeichen abzuwehren. Zeichen geschehen uns unablässig, leben heißt angeredet werden, wir brauchen nur uns zu stellen, nur zu vernehmen. Aber das Wagnis ist uns zu gefährlich, die lautlosen Donner scheinen uns mit Vernichtung zu bedrohen, und wir vervollkommen (...) den Schutzapparat. (...) Jeder von uns steckt in einem Panzer, den wir bald vor Gewöhnung nicht mehr spüren. Nur Augenblicke gibt es, die ihn durchdringen und die Seele zur Empfänglichkeit aufrühren. Und wenn sich dergleichen uns angetan hat und wir dann aufmerken und uns fragen: „Was hat sich denn da Besondres ereignet? Wars nicht von der Art, wie es mir

alle Tage begegnet?,,, so dürfen wir uns erwidern: „Freilich, nichts
Besondres, so ist es alle Tage, nur wir sind alle Tage nicht da.,,,,

7 Schlußfolgerung und Ausblick

Wie im Kapitel der Literaturrecherche deutlich wird, befindet sich die Mehrheit der Veröffentlichungen zum Thema der Mensch-Tier-Beziehung auf der Ebene der Beobachtungen und Beschreibungen. Um die subjektive Bedeutung und Auswirkung der Mensch-Tier-Interaktion tiefgründig verstehen zu können, erweisen sich die Ergebnisse dieser herkömmlichen Forschungsansätze als unzureichend.

Die vorliegende Diplomarbeit hat das Anliegen, über diese deskriptive Dimension hinauszugehen und zu einem tieferen Verständnis der Interaktionsprozesse zwischen Mensch und Tier beizutragen. Auf der Grundlage dieser Erkenntnisse können Überlegungen stattfinden, inwiefern der Kontakt zu Tieren konkret in alltägliche oder therapeutische Situationen integriert und hinsichtlich der Förderung des Wohlbefindens und der psychischen Gesundheit alter Menschen erschlossen werden kann.

Das grundlegende Ziel aller therapeutisch bedeutsamen Interventionen ist die Förderung der intrapersonellen Integrität, der sozialen Integration und des subjektiven Wohlbefindens. Dies kann einerseits im Rahmen einer konkreten, tiergestützten Therapiesituation mit der Absicht der Aufarbeitung psychischer Störungen oder andererseits im Rahmen des alltäglichen Zusammenlebens und Interagierens mit Tieren geschehen.

Die differenzierte Darstellung der Anforderungen an einen Therapeuten (Thiel et al. 1995) läßt erkennen, daß Tiere aufgrund ihrer natürlichen Eigenschaften die Forderung nach

- Empathie und Verstehen,
- Wärme, Akzeptanz und Wertschätzung,
- Kongruenz und realem Zugesein

verwirklichen.

Durch die Interaktion mit Tieren wird dem Menschen die Möglichkeit eröffnet, das Verlangen nach dieser Art des wechselseitigen Bezuges und der Bestätigung zu stillen; daraus kann eine Stärkung des Selbstwertgefühles mit einhergehender Steigerung des subjektiven Wohlbefindens resultieren.

Das heißt nicht, daß ein Tier hinsichtlich dementieller oder depressiver Erkrankungen therapeutisch fundierte Interventionen überflüssig macht, sondern dies zeigt, welche bedeutsamen Aspekte ein Tier in der Beziehung zu einem Menschen erfüllen kann.

Infolge der Ergebnisse der vorliegenden Arbeit lassen sich nachstehende Aussagen über den Einbezug von Tieren in alltägliche oder therapeutische Zusammenhänge ableiten:

Sowohl in den privaten Lebensbereichen alleinlebender oder familiär eingebundener Personen als auch in Altenwohn- und Pflegeheimen ist der Einbezug von Tieren in das alltägliche Leben alter Menschen sinnvoll und

hilfreich. Als Grundvoraussetzungen müssen dazu die subjektive Kosten-Nutzen-Bilanz und elementare Tierschutzaspekte berücksichtigt werden.

Die Notwendigkeit der adäquaten psychischen Betreuung und emotionalen Unterstützung dementiell oder depressiv veränderter alter Menschen und der Entlastung der betreuenden und pflegenden Personen besteht in privaten und institutionellen Bereichen gleichermaßen. Die Ausführungen der vorherigen Kapitel haben gezeigt, daß Tiere einen Beitrag dazu leisten können.

Da in den nächsten Jahren eine weitere Zunahme insbesondere dementieller Erkrankungen erwartet wird, werden quantitativ und qualitativ wachsende Anforderungen hinsichtlich der psychischen Unterstützung der Erkrankten und der Betreuenden gestellt. In Folge dieser Entwicklung wird sich die Notwendigkeit der institutionellen Versorgung erhöhen.

In Altenwohn- und Pflegeheimen verändert sich die Zusammensetzung der Zielgruppe psychisch veränderter Menschen aufgrund zunehmender Lebenserwartung, verzögerter Institutionalisierung und Feminisierung des Alters zugunsten hochbetagter, pflegebedürftiger Frauen. Tiere können in den Heimalltag integriert oder in konkrete Therapiestunden einbezogen werden. Tiergestützte therapeutische Sitzungen können gezielt einzelne Personen oder gruppenspezifische Prozesse und Ziele fördern.

Alleinlebende oder familiär integrierte Personen können durch die Bildung von noch näher zu bestimmenden Selbsthilfeangeboten erreicht werden. In Selbsthilfegruppen oder Einzelberatungen lassen sich Entwicklungsprozesse der Mensch-Tier-Interaktion initiieren, die zur Verbesserung des Zusammenlebens im individuellen privaten Bereich beitragen können. Über gezielte Beratungs- oder Therapiesitzungen hinaus ist dadurch die Förderung der Mensch-Tier-Beziehung als alltägliches therapeutisches bzw. rehabilitatives Element möglich. Die angestrebten Ziele des Selbsthilfeaspektes beziehen sich z.B. auf das Erreichen eines angemessenen Gleichgewichtes zwischen individuell größtmöglicher Selbstständigkeit und einsichtiger Akzeptierung notwendiger Inanspruchnahme oder Abhängigkeit von Hilfeleistungen. Tiere bilden, in Anlehnung an das Person-Umwelt-Konzept der Kompetenzförderung, einen Anreiz zur Übernahme von Aufgaben, um die Selbstständigkeit zu fördern oder zu erhalten und als Quelle emotionaler Unterstützung.

Als grundlegende Zielsetzung gilt die Anregung von individuellen Lernprozessen; dies impliziert insbesondere die Förderung der intra- und interindividuellen Kontaktfähigkeit der betreffenden Person. Durch die Unterstützung des Erfassens der eigenen Bedürfnisse und Gefühle und der Perzeption der nicht-menschlichen und menschlichen Wesen des sozialen Umfeldes wird eine Verbesserung der Selbst- und Umweltwahrnehmung erreicht. Diese Ermunterung zur Kontaktaufnahme entspricht dem transaktionalen Ansatz der Kompetenzförderung. In Anlehnung an das dialogische Prinzip Bubers (1962) kann nur in dieser Auseinandersetzung zwischen Umwelt und Person individuelle Entwicklung und

persönliches Wachstum bzw. Reifung stattfinden, da die Entstehung des „Ich,, ohne ein „Du,, oder „Es,, als Gegenüber nicht möglich ist.

Darüber hinaus liegt in der Verbesserung der Selbstwahrnehmung, der Förderung und Entfaltung individueller Kompetenzen und der Interaktion mit der sozialen Umwelt ein subjektzentriertes Selbsthilfepotential verborgen, welches es zu fördern und zu nutzen gilt. In Anlehnung an die Erkenntnisse der humanistischen Psychologie wird der Mensch in seiner Ganzheitlichkeit angesprochen, d.h. es werden seine Leiblichkeit, seine psychische Befindlichkeit und seine soziale Einbindung beeinflusst. Die Unterstützung des Selbsthilfemomentes liegt darin, daß Prozesse der Veränderung und Verbesserung dieser umfassenden Situation gemäß den subjektiven Bedürfnissen und Wertvorstellungen geschieht und das Tier als „Du,, oder als „Es,, unterschiedlich intensive, individuelle physische, psychische und soziale Prozesse katalysiert.

Gruppentherapeutische Maßnahmen im Rahmen des Heimalltages oder einer Selbsthilfegruppe sind daher besonders geeignet, um Kommunikationsprozesse und Kontaktbereitschaft des Einzelnen anregen zu können. Mit Unterstützung eines Tieres lassen sich Interaktionsprozesse initiieren sowie gegebenenfalls Projektionen aufdecken, die im Rahmen gezielter therapeutischer Interventionen hinsichtlich einzelner Personen oder gruppenspezifischer Prozesse genutzt werden können. Im Mittelpunkt dieser Sitzungen stehen jedoch nicht die Interaktionen zwischen Therapeut und einem Klienten, sondern die Wechselbeziehungen der Klienten untereinander und die Interaktion zwischen Mensch und Tier.

Im Hinblick auf die pädagogisch-therapeutische Bedeutung der Auswirkung von Tieren auf den einzelnen alten, psychisch veränderten Menschen steht die Wiederbelebung des Selbst (F. Perls) im Vordergrund. Durch die vielfältigen biographischen Erfahrungen, die zur Entwicklung dementieller oder depressiver Syndrome beitragen, wird die Selbst- und Umweltwahrnehmung gestört. Die Auseinandersetzung mit seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten, den Erwartungen an seine Umwelt und den von ihr ausgehenden Forderungen geschieht nur mangelhaft, dadurch entsteht für den Menschen ein häufig eher diffuses Gefühl der (Selbst-) Entfremdung. Dementielle und depressive Symptome können als Ausdruck dieses Selbstverlustes, als Reaktion auf konkrete kritische Erfahrungen und als Konsequenz der biographischen Entwicklung gedeutet werden. Durch die Überwindung einschränkender oder verfälschender Projektionen des Menschen auf das Therapietier können heilsame Prozesse freigesetzt werden. Die im Rahmen einer Therapie einsetzende Einwirkung auf das Selbstkonzept des Menschen kann durch die Interaktion mit dem Tier unterstützt und vertieft werden. Die therapeutischen Prozesse regen einerseits eine Wahrnehmungsverbesserung und -differenzierung der individuellen Fähig- und Fertigkeiten sowie der Umwelterwartungen an, andererseits bewirken sie eine Veränderung der Bewertungsprozesse dieser Fähigkeiten, Möglichkeiten und Anforderun-

gen bezüglich der eigenen Person und der Umwelt. Mit dieser Klärung des Selbst-Bewußtseins geht eine Erhöhung des Selbstwertgefühles sowie eine Stärkung des Vertrauens in sich und sein soziales Umfeld einher. Dieser Prozeß eröffnet Perspektiven für die individuelle Sinnkonstruktion hinsichtlich eines runden Lebensabschlusses unter dem Aspekt des Gewinnens einer stimmigen Identität. Dazu gehört sowohl der Rückblick im Sinne des Bilanzierens, des Akzeptierens und Integrierens bisheriger Ereignisse und elementarer Lebensprozesse als auch die Gestaltung einer individuellen Perspektive für die verbleibende Lebenszeit.

Die tiefere Dimension der Mensch-Tier-Beziehung, die über pragmatische Überlegungen hinaus auf das Tier als significant other weist, erlangt hinsichtlich der psychologischen Theoriemodelle zur tiergestützten Therapie zunehmend an Bedeutung. In Gesprächen mit Angehörigen verschiedener Berufsgruppen, die in ihrer jeweiligen Arbeit mit Klienten die Unterstützung durch Tiere schätzen, wird häufig die Annahme geäußert, daß die Interaktion mit Tieren mehr bewirkt, als mit den bisher bestehenden tiefenpsychologischen, lernpsychologischen und realitätstherapeutischen Erklärungsansätzen (vgl. Greiffenhagen 1991) erklärt werden kann.

Die Vermutung liegt nahe, daß es sich in den tiefenwirksamen Mensch-Tier-Interaktionen über validative Aspekte hinausgehend um spezifische Synergie-Effekte handelt, wie sie ähnlich auch zwischen menschlichen Partnern auftreten. Dabei handelt es sich aus psychosozialer Perspektive um eine Energie, die für den Beziehungszusammenhalt, die gegenseitige Förderung und gemeinsame Erfüllung von Aufgaben zur Verfügung steht (vgl. Duden 1990). Der Begriff der Gruppensynergie (R.B. Cattell) bietet eine differenziertere Definition des Synergie-Begriffes. Er beschreibt die Gesamtenergie einer sozialen Gruppe aufgrund der biologischen und motivationalen Antriebe ihrer einzelnen Mitglieder (Fuchs-Heinritz et al. 1994). Vor dem Hintergrund der Erkenntnisse der humanistischen Psychologie lassen sich synergetische Prozesse auf die Beziehung von Mensch und Tier übertragen. Da davon ausgegangen wird, daß dem Menschen ein natürliches Bedürfnis nach Entfaltung und geistigem Wachstum innewohnt, kann dies als die Basis des heilsamen bzw. therapeutischen Prozesses verstanden werden. Das Tier als weitere energetische Quelle scheint zur menschlichen Motivation beizutragen. Da Tiere eine ursprüngliche Offenheit und Durchlässigkeit bezüglich existentieller Prozesse (z.B. Sexualität, Krankheit, Sterben) und Lebensäußerungen (Zuneigung, Interesse, Trauer etc.) zeigen, können sie im Sinne einer Vorbildfunktion zur Akzeptanz derartiger Geschehen beitragen und als Quelle emotionaler Unterstützung das Zulassen und Durchleben dieser Prozesse und Gefühle erleichtern.

Aus diesen Erkenntnissen lassen sich folgende Forderungen an die pädagogisch-therapeutische Arbeit mit alten Menschen und Tieren formulieren:

Zunächst muß seitens des Menschen die generelle Bereitschaft bestehen, sich auf Interaktionen mit einem Tier einzulassen.

Um eine günstige Ausgangssituation für Mensch-Tier-Interaktionen zu erzeugen, sollte die Möglichkeit geschaffen sein, daß Mensch und Tier sich gegenseitig wählen können. Der Aspekt der Zuneigung ist entscheidend für die Anschaffung eines eigenen Haustieres, doch auch in therapeutischen Sitzungen ist eine von Sympathie geprägte Atmosphäre hinsichtlich der Eisbrecher-Funktion des Tieres und der emotionalen Unterstützung des Menschen von Bedeutung. Im Rahmen der Antipathie können zunächst negativ bewertete Gefühle und negative Projektionen des Menschen thematisiert und therapeutisch genutzt werden.

Das Aufgreifen jeglicher Projektion ist sinnvoll, um tiefgreifende psychotherapeutische Prozesse anzuregen. Ziel ist die Überwindung projektiver Verzerrungen und die Aufarbeitung der zugrunde liegenden psychischen Muster, um eine Verbesserung hinsichtlich der Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse sowie der intra- und interpersonellen Integration des Menschen zu unterstützen.

Hinsichtlich des Einsatzes von Tieren in therapeutischen Situationen, aber auch im Lebensalltag können die Forschungen bezüglich entsprechender Anwendungsbereiche und Zielgruppen, gezielter Interventionen, Wahl des (Therapie-) Tieres und der möglicherweise notwendigen Ausbildung der Tiere weiter differenziert werden.

Im Zusammenhang der alltäglichen Tierhaltung sind Studien denkbar, die insbesondere die individuellen Hintergründe der Motivation und Tierwahl von Menschen untersuchen. Beispielsweise stellen sich zur geschlechtsspezifischen Differenzierung folgende Fragen: wenn ein älterer Mann ein Tier hält, um die für ihn in mehrfacher Hinsicht (als altes, männliches Mitglied einer modernen Gesellschaftsform) tabuisierten Bedürfnisse nach Zärtlichkeit und Körperkontakt befriedigen zu können, wählt er dann ein Tier, welches diesen sensiblen Beweggründen oder eher den stereotypen männlichen Anforderungen nach Stärke und Aktivität entspricht (z.B. eine entsprechende Hunderasse)? In diesem Zusammenhang wäre zu analysieren, in welchem Maße diesem Mann die zugrunde liegenden Bedürfnisse bewußt sind, wie weit er auf diese Bedürfnisse einzugehen bereit ist und folglich Befriedigung und gesteigertes Wohlbefinden durch die Tierhaltung bemerkt oder erwartet.

Als Anregung zukünftiger Forschungen auf dem Gebiet der Mensch-Tier-Interaktion sollten über diese psychosozialen Fragen hinaus verstärkt die Soma-Psyche-Verbindung bzw. die Wechselseitigkeit von seelisch-geistigen und körperlichen Prozessen thematisiert werden, um den Einfluß von Tieren umfassend verstehen und Gesundheit im Alter ganzheitlich fördern zu können.

Helmchen et al. (1996) weisen darauf hin, daß Menschen mit depressiven oder dementiellen Erkrankungen eine höhere Rate an körperlichen Beeinträchtigungen und Erkrankungen aufweisen; jedoch blieb im Rahmen der

Berliner Altersstudie (BASE) die Frage unbeantwortet, ob und inwiefern die physischen Erkrankungen Ursachen oder Folgen der psychischen Erkrankungen sind. Andere Autoren (vgl. Damasio 1991, Juhan 1997, Rossi 1986) negieren zwar eine einseitige Kausalität, gehen jedoch aufgrund aktueller Forschungen davon aus, daß insbesondere die psychische Befindlichkeit die körperliche Gesundheit beeinflusst. Vor dem Hintergrund gesundheitspolitischer Sparmaßnahmen liegt im Bereich der psychosozialen Interventionen ein bisher nur gering beachtetes Potential zur umfassenden Gesundheitsförderung verborgen.

Als kritischer Einwand ist hinzuzufügen, daß tiergestützte Interventionen und Tierhaltung nur eine weitere, wenngleich effektive Möglichkeit bilden, um zur Erhöhung des subjektiven Wohlbefindens und zur Förderung der psychischen Gesundheit beizutragen, aber daß ein Tier dazu nicht zwingend notwendig ist. Ferner übt ein Tier nicht automatisch heilenden Einfluß auf Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen aus. Diese Wirkung eines Tieres ist abhängig von der subjektiven Empfänglichkeit und Bereitschaft, eine Beziehung zu diesem nicht-menschlichen Wesen einzugehen. Wie dargestellt wurde, besteht darüber hinaus die Gefahr, daß das Tier hauptsächlich als Projektionsfläche genutzt wird, um die unbewußten und gewohnten, pathogenen psychischen Strukturen zu stützen. Um dieses Stadium zu überwinden und die Mensch-Tier-Beziehung zu einer echten Partnerschaft wachsen zu lassen, in der die heilsamen Wirkungen der Mensch-Tier-Interaktion eine geeignete, offene Basis finden, ist eine Reflexion des eigenen Handelns und der subjektiven Motive notwendig. Die therapeutische Einbettung und Begleitung der Mensch-Tier-Interaktionen kann gezielt zu diesem Entwicklungsprozeß beitragen.

Bezüglich der Nutzung der tierlichen Wirkung scheint es sich zunächst weniger um die angeleitete therapeutische Intervenierung der Interaktionsprozesse zu handeln, als vielmehr um die Schaffung geeigneter Situationen für die wechselseitige Beziehung und um die Bereitung eines fruchtbaren Bodens, auf dem die psychischen Veränderungen des Menschen stattfinden können.

Die Förderung des psychophysischen Wohlbefindens im Alter basiert dementsprechend auf der individuellen Bedeutung des Tieres für den Menschen und auf der Rolle, die es für den Betreffenden in seiner aktuellen Lebenssituation einnimmt. Auf dieser Grundlage können die spezifischen Wechselwirkungen zwischen Mensch und Tier geschehen, die für Gesundheit und Wohlbefinden im Alter förderlich sind. Diese Wechselwirkungen differieren mit der Art der jeweiligen Beziehung. Es ist davon auszugehen, daß eine eigenständige Interspezies-Beziehung für Synergie- und Selbstheilungseffekte förderlich ist. Jedoch sind auch projektive Verzerrungen, wie z.B. ein Tier als Kind-Ersatz, als subjektiv sinnvolle Strategien zur Förderung des Wohlbefindens durch Kompensierung eines konkreten Verlustes bzw. Defizites zu interpretieren.

Jenseits wissenschaftlicher Fragestellungen wurden diese Effekte der projektiven, der synergetischen oder validativen Interaktion mit Tieren im alltäglichen Leben vieler Menschen als eher unbewußter Beitrag zum subjektiven Wohlbefinden und zur Krisenbewältigung genutzt. Dies verweist auf Erkenntnisse der Coping-Forschung, welche die individuelle Daseinsbewältigung der Menschen anhand des Geflechtes aus subjektiven Wahrnehmungs-, Interpretations-, Handlungs- und Reaktionsmustern in der täglichen Auseinandersetzung mit den sozialen, ökologischen und ökonomischen Aspekten ihrer Lebensumwelt untersucht (vgl. Schulz-Nieswandt 1996). Im Rahmen dieser Person-Umwelt-Interaktionen entstehen individuell geprägte Coping-Strategien, die insbesondere den Aspekt der Bewältigung fokussieren.

Die Betrachtung der unterstützenden Wirkungen von Tieren bei der menschlichen Daseinsbewältigung eröffnet - insbesondere angesichts der Bezüge zu validativer Unterstützung und synergetischen Effekten - eine Möglichkeit der Erweiterung des bisherigen Coping-Verständnisses. Es zeigt sich, daß Bewältigung im Sinne des gezielten Veränderns und Kontrollierens personologischer oder umweltbedingter Kompetenzen eine wichtige Dimension assimilativer Prozesse vernachlässigt. Olbrich (1997) verweist in diesem Zusammenhang auf die subjektive Bedeutsamkeit des Zulassens existentieller Geschehen und auf das unterstützende Moment des Mitgehens bzw. Mitschwingens, wie es in der Interaktion mit Tieren ermöglicht wird. Diese Prozesse der wechselseitigen Anteilnahme und Teilhabe bedeuten „weniger Coping im Sinne von Bewältigung als eine Begegnung, eine Hinwendung und der Beginn einer sensiblen Beziehung, auch zu sich selbst,“ (Olbrich 1997, S. 240).

Die psychischen, sozialen und physischen Wirkungen von Tieren auf Menschen sollten auch in Zukunft erforscht und therapeutisch genutzt werden. Dabei besteht nicht die Notwendigkeit, theoretische Rahmen hinsichtlich des Einsatzes von Tieren festzulegen, sondern es steht die Gestaltung geeigneter Bedingungen im Vordergrund, welche die ganzheitliche, heilsame Wirkung alltäglicher oder therapeutischer Interaktion zwischen Mensch und Tier fördern.

8

9 Literaturverzeichnis

- Arzt, V.; Birmelin, I. (1993). **Haben Tiere ein Bewußtsein?** Wenn Affen lügen, wenn Katzen denken und Elefanten traurig sind. München: Bertelsmann.
- Baltes, M.M.; Gutzmann, H. (Hrsg.) (1990). **Brennpunkt Gerontopsychiatrie.** Hannover: Vincentz Verlag.
- Baltes, P.B.; Mittelstrass, J. (Hrsg.) (1992). **Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung.** Berlin: De Gruyter.
- Baum, D. (1990). Psychisch kranke Menschen auf dem Pferd. In: Gäng, M. (Hrsg.). **Heilpädagogisches Reiten und Voltigieren.** München, Basel: Reinhardt.
- Bergener, M. (1989). **Depressive Syndrome im Alter.** Stuttgart: Thieme.
- Bergler, R. (1986). **Mensch und Hund.** Psychologie einer Beziehung. Köln: edition agrippa gmbh.
- Bergler, R. (1995). **Warum Kinder Tiere brauchen.** Freiburg i. Br.: Herder.
- Bergler, R. (1995a). **Die Bedeutung von Tieren für Senioren.** Unveröffentlichte Rede.
- Borchelt, M. et al. (1996). Zur Bedeutung von Krankheit und Behinderung im Alter. In: Mayer, K.U.; Baltes, P.B. (Hrsg.). **Die Berliner Altersstudie.** Berlin: Akademie.
- Braun, R. (1995). Können Tiere denken? **edition G+J**, 10/1995, (S. 24-34).
- Braun, S.; Knoll, G.; Krauß, B.; Uhlmann, G. (Hrsg.) (1995). **Gerontopsychiatrie und Altenarbeit III.** Beiträge zur Gerontologie und Altenarbeit, Bd. 94. Schriftenreihe des Deutschen Zentrums für Altersfragen e.V. (DZA). Berlin: DZA.
- Bruder, J. (1996). Vergessen und Traurigkeit. Psychische Veränderungen im Alter. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (Hrsg.). **Funkkolleg Altern.** Studienbrief 3. Tübingen: TC Druck.
- Buber, M. (1962). **Das dialogische Prinzip.** Heidelberg: Lambert Schneider.
- Burgherr-Meier, C. (1987). **Nonverbale Elemente der Kommunikation in Therapie und Pädagogik.** Bern: Lang.
- Bustad, L.K.; Hines, L.M. (1983). Placement of Animals with the Elderly: Benefits and Strategies. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals.** Philadelphia: University Press.
- Caspar, F.; Grawe, K. (1993). Psychotherapie: Anwendung von Methoden oder ein heuristischer, integrierender Produktionsprozeß? In: Christmann, F.; Dietrich, M.; Larbig, W. (Hrsg.). **Ambulante Verhaltensmedizin und Psychotherapie.** München: Quintessenz.
- Corson, S.A.; O'Leary Corson, E.; Alexander, J.A. (Hrsg.) (1980). **Ethology and Nonverbal Communication in Mental Health.** Oxford, New York, Toronto, Sydney, Paris, Frankfurt: Pergamon Press.
- Corson, S.A.; O'Leary Corson, E. (1980). Pet Animals as Nonverbal Communication Mediators in Psychotherapy in Institutional Settings. In: Corson, S.A.; O'Leary Corson, E.; Alexander, J.A. (Hrsg.). **Ethology and Nonverbal Communication in Mental Health.** Oxford, New York, Toronto, Sydney, Paris, Frankfurt: Pergamon Press.
- Damasio, A.R. (1997). **Descartes' Irrtum.** Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München: dtv.

- Denzin, J. (Hrsg.) (1991). **Autonomie im Alter - Methoden zur körperlichen, mentalen und sozialen Aktivierung**. Dokumentation des 6. Psychogeriatrischen Symposiums der Freien Universität Berlin in Zusammenarbeit mit der Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales vom 06. bis 08. März 1991. Berlin: Freie Universität.
- Denzler, P. (1989). **Demenz im Alter**. Weinheim, Basel: Beltz.
- de Smet, S. (1990). Therapieersatz Tier. In: **Psychologie heute**, 7/1990, (S.16 f.).
- de Smet, S. (1992). Die Bedeutung von Haustieren für das seelischer Erleben von älteren Menschen. In: Gäng, M. (Hrsg.). **Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim**. München, Basel: Reinhardt.
- Deutsches Zentrum für Altersfragen e.V. (DZA) (Hrsg.) (1993). **Expertisen zum ersten Altenbericht der Bundesregierung - V**. Ansätze der Rehabilitation und Modelle der Pflegefallabsicherung in der Bundesrepublik und in Europa. „Weiße Reihe„ des DZA. Berlin: DZA.
- Deutsches Zentrum für Altersfragen e.V. (DZA); Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA) (Hrsg.) (1995). **Heimkonzepte der Zukunft**. Berlin, Köln: DZA, KDA.
- Diewald, M. (1991). **Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung?** Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin: Ed. Sigma.
- Dregger, L. (1997). Die Delphin-Connection. In: **esotera** 7/1997, (S. 28 - 33).
- Duden (Hrsg.) (1990). **Das Fremdwörterbuch**. Band 5. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Eckert, C. (1992). Tierhaltung im Heim. In: **Caritas-Korrespondenz**, 60, (S. 15 - 20).
- Fehrenberg, C. (1993). **Die Mensch-Tier-Beziehung als therapeutische Hilfe in Humanmedizin und Sozialtherapie**. Vortrag anlässlich einer Fachtagung im Rahmen der Ausstellung „Zwischen Mensch und Tier„ im Bundesgesundheitsamt in Berlin.
- Feil, N. (⁴1992). **Validation - ein neuer Weg zum Verständnis alter Menschen**. Wien: Altern & Kultur - Validation Österreich
- Fietkau, H.-J. (⁴1992). Umweltpsychologie. In: Asanger, R.; Wenninger, G. (Hrsg.). **Handwörterbuch Psychologie**. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Filipp, S.-H.(Hrsg.) (²1990). **Kritische Lebensereignisse**. München: Psychologie-Verlags-Union.
- Filipp, S.-H. (1996). Lebenserfahrung und Lebenssinn. Biographische Aspekte des Alterns. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (Hrsg.). **Funkkolleg Altern**. Studienbrief 1. Tübingen: TC Druck.
- Fuchs-Heinritz, W. Lautmann, R., Rammstedt, O., Wienold, H. (Hrsg.) (³1994). **Lexikon zur Soziologie**. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gäng, M. (Hrsg.) (1990). **Heilpädagogisches Reiten und Voltigieren**. München, Basel: Reinhardt.
- Gäng, M. (Hrsg.) (1992). **Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim**. Basel: Reinhardt.
- Gimlik, S. (1996). **Die wohltuenden Wirkungen von Tieren auf Menschen unter dem speziellen Blickwinkel von Menschen mit Behinderungen**. Staatsprüfung für das Lehramt an Sonderschulen, Universität Würzburg.
- Ginger, S.; Ginger, A. (1994). **Gestalttherapie**. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.

- Glatzer, (1992). Die Lebensqualität älterer Menschen in Deutschland. In: **Zeitschrift für Gerontologie**, 25, (3), (S. 138 f.).
- Gnam, E. (²1993). Betreuung und Pflege psychisch veränderter, kranker alter Menschen. In: Köther, I.; Gnam, E. (Hrsg.). **Altenpflege in Ausbildung und Praxis**. New York: Thieme.
- Görres, S. (1997). Prävention und Intervention. Die gesundheitliche Versorgung im Alter. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (Hrsg.). **Funkkolleg Altern**. Studienbrief 6. Tübingen: TC Druck.
- Greenwald, J. (²1987). Rolle und Funktion des Gestalttherapeuten in der klassischen Gestalttherapie. In: Petzold, H. (Hrsg.). **Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung**. Paderborn: Junfermann.
- Greiffenhagen, S. (1991). **Tiere als Therapie**. Neue Wege in Erziehung und Heilung. München: Droemer Knaur.
- Grond, E. (⁶1991). **Die Pflege verwirrter alter Menschen**. Psychisch Alterskranke und ihre Helfer im menschlichen Miteinander. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Grond, E. (¹⁰1993). **Praxis der psychischen Altenpflege**. München: Werk-Verlag Dr. E. Banaschewski.
- Grond, E. (1993a). **Die Pflege und Begleitung depressiver alter Menschen**. Hannover: Schlütersche.
- Große-Siestrup, C. (1992). Mensch-Tier-Begegnungshaus. In: Gäng, M. (Hrsg.). **Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim**. Basel: Reinhardt.
- Gutzmann, H. (1991). **Tiere als Helfer in der Therapie?** Argumente für „pet facilitated therapy,“. In: Denzin, J. (1991): Autonomie im Alter, Berlin: Freie Universität.
- Haag, G. (1988). Behinderungen im Alter. In: Koch, U.; Lucius-Hoene, G.; Stegie, R. (Hrsg.). **Handbuch der Rehabilitationspsychologie**. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Haag, G.; Brengelmann, J.C. (Hrsg.) (1991). **Alte Menschen - Ansätze psychosozialer Hilfen**. München: Röttger.
- Hell, D. (1992). **Welchen Sinn macht Depression?** Ein integrativer Ansatz. Reinbek: Rowohlt.
- Helmchen, H. et.al. (1996). Psychische Erkrankungen im Alter. In: Mayer, K.U.; Baltes, P.B. (Hrsg.). **Die Berliner Altersstudie**. Berlin: Akademie.
- Heuft, G.; Herpertz, S. (1993). Stationäre Psychotherapie im Alter. Fokalthérapeutische Behandlung einer 68jährigen Patientin mit Zwangssymptomen. In: **Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik**, 38, (S. 227 - 237).
- Hirsch, R. D. (Hrsg.) (1990). **Psychotherapie im Alter**. Bern u.a.: Huber.
- Hirsch, R. D. (1990a). Psychotherapie und Psychopharmaka. In: Jovic, N.; Uchtenhagen, A. (Hrsg.). **Psychische Störungen im Alter**. Neue Wege - Hinweise für die Praxis. Heidelberg: Asanger.
- Hirsch, Rolf D. (1992). Gerontopsychiatrische Hilfen. In: Mühlum, A., Oppl, H. (Hrsg.). **Handbuch der Rehabilitation**. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand.
- Howe, J. (1990). Epidemiologie psychischer Störungen im höheren Lebensalter. In: Howe, J. u.a. (Hrsg.). **Lehrbuch der psychologischen und soziologischen Alternswissenschaften**. Bd. 2: Psychosoziale Probleme älterer Menschen. Heidelberg: Asanger

- Howe, J. (1991). Psychotherapie mit alten Menschen - ein Beispiel für unterlassene Hilfeleistung. In: Howe, J. u.a. (Hrsg.). **Lehrbuch der psychologischen und sozialen Alternswissenschaften**. Bd. 3: Hilfe und Unterstützung für ältere Menschen. Heidelberg: Asanger.
- Jovic, N.; Uchtenhagen, A. (Hrsg.) (1990). **Psychische Störungen im Alter**. Neue Wege - Hinweise für die Praxis. Heidelberg: Asanger.
- Juhan, D. (1997). **Körperarbeit**. Die Soma-Psyche-Verbindung. München: Knauer.
- Junkers, G. (1991). **Theorie und Praxis klinisch-psychologischer Rehabilitation in der Gerontopsychiatrie**. Gerontologie Bd. 2. Münster, Hamburg: Lit.
- Junkers, G. (1995). **Klinische Psychologie und Psychosomatik des Alterns**. Stuttgart: Schattauer.
- Junkers, G.; Rönnecke, B. (1982). Klinische Psychologie des Alterns: differentielle Therapie. In: Junkers, G.; Petermann, F.; Rönnecke, B.; Schmidtchen, S. (Hrsg.) (1982). **Anwendungsfelder der Klinischen Psychologie und Psychotherapie in verschiedenen Lebensaltern**. München: Steinbauer & Rau.
- Katcher, A.H. (1983). Man and the Living Environment: An Excursion into Cyclical Time. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals**. Philadelphia: University Press.
- Katcher, A.H. et al. (1983). Looking, Talking, and Blood Pressure: The Physiological Consequences of Interaction with the Living Environment. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals**. Philadelphia: University Press.
- Kemper, J. (1989). **Was heißt altern?** Psychotherapie in der zweiten Lebenshälfte. München: Pfeiffer.
- Kemper, J. (1990). **Alternde und ihre jüngeren Helfer**. Vom Wandel therapeutischer Wirklichkeit. München, Basel: Reinhardt.
- Kingma, R. (1996). Humor und Arbeit mit Tieren. In: **Frankfurter Rundschau**, 30.03.1996
- Kleffmann, R. (1995). Pädagogen und Psychotherapie. Grundsätzliche Überlegungen und berufsrechtliche Verhältnisse. In: **Erziehungswissenschaft**. DGfE, Deutscher Studienverlag, Heft 11.
- Klever, U. (o.J.). **Frei & Zeit**. Ratschläge für den Ruhestand. Gesellschaft für Europäische Kommunikation, Hamburg.
- Knight, J.A. (1983). Comments on Aaron Katcher's „Excursion into Cyclical Time,„. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals**. Philadelphia: University Press.
- Köther, I.; Gnam, E. (Hrsg.) (2¹⁹⁹³). **Altenpflege in Ausbildung und Praxis**. New York: Thieme.
- Kröger, A. (1990). Heilpädagogisches Voltigieren. In: Gäng, M. (Hrsg.). **Heilpädagogisches Reiten und Voltigieren**. München, Basel: Reinhardt.
- Kruse, A. (1990). Potentiale im Alter. In: **Zeitschrift für Gerontologie**, 23, (S. 235 - 245).

- Kruse, A. (1990a). Psychologisch-anthropologische Beiträge zum Verständnis des Alternsprozesses. In: Schmitz-Scherzer, R.; Kruse, A.; Olbrich, E. (Hrsg.). **Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion**. Darmstadt: Steinkopff.
- Kruse, A. (1992). Rehabilitation in der Gerontologie - theoretische Grundlagen und empirische Forschungsergebnisse. In: Mühlum, A.; Oppl, H. (Hrsg.). **Handbuch der Rehabilitation**. Neuwied, Berlin, Krefeld: Luchterhand.
- Kruse, A. (1994). **Objektive und subjektive Alltagsanforderungen älterer Menschen**. Ergebnisse einer empirischen Analyse. Darmstadt: Steinkopff.
- Kruse, A.; Lehr, U. (1996). Reife Leistung. Psychologische Aspekte des Alterns. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (Hrsg.). **Funkkolleg Altern**. Studienbrief 2. Tübingen: TC Druck.
- Kruse, A.; Schmitt, E. (1995). Die psychische Situation hilfs- und pflegebedürftiger älterer Menschen. In **Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie**, 8, 4/1995, (S. 273 - 287).
- Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA) (Hrsg.) (1992). **Tiere in Alten- und Pflegeheimen**. Argumente und Beispiele. Schriftenreihe des KDA, thema 31. Köln: KDA.
- Kurz, A.; Lauter, H. (1992). Möglichkeiten der Therapie und Rehabilitation bei psychischen Störungen im Alter. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen e.V. (DZA) (Hrsg.) (1993). **Expertisen zum ersten Altenbericht der Bundesregierung - V**. Ansätze der Rehabilitation und Modelle der Pflegefallabsicherung in der Bundesrepublik und in Europa. Berlin: DZA.
- Lehr, U.; Thomae, H. (Hrsg.) (1987). **Formen seelischen Alterns**. Stuttgart.
- Lehr, U. (Hrsg.) (1979). **Interventionsgerontologie**. Darmstadt: Steinkopff.
- Lehr, U. (1991). **Psychologie des Alterns**. Heidelberg, Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- Levinson, B. (1983). The Future of Research into Relationships Between People and Their Animal Companions. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals**. Philadelphia: University Press.
- Lockwood, R. (1983). The Influence of Animals on Social Perception. In: Katcher, Aaron H.; Beck, Alan M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals**. Philadelphia: University Press.
- Lorenz, K. (1995). **Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen**. München: dtv.
- Lorenz, K. (1995). **So kam der Mensch auf den Hund**. München: dtv.
- Maletzki, W.; Stegmayer-Petry, A. (Hrsg.) (1995). **Klinikleitfaden Pflege**. Ulm u.a.: Jungjohann.
- Manning, A. (1983). Ethological Approaches to the Human - Companion Animal Bond. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals**. Philadelphia: University Press.
- Messent, P.R. (1983). Social Facilitation of Contact with Other People by Pet Dogs. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals**. Philadelphia: University Press.
- Meyer, R. (1990). **Vom Umgang mit Tieren**. Geschichte einer Nachbarschaft. Jena: Fischer.

- Möller, H.-J.; Rohde, A. (Hrsg.) (1993). **Psychische Krankheit im Alter**. Berlin u.a.: Springer.
- Mühlum, A.; Oppl, H. (Hrsg.) (1992). **Handbuch der Rehabilitation**. Neuwied, Berlin, Kriftel: Luchterhand.
- Müller, D. (1994). **Interventionen für verwirrte, ältere Menschen in Institutionen**. Medizinische, pflegerische und therapeutische Entwicklungen. Schriftenreihe des Kuratoriums Deutsche Altershilfe (KDA), thema 96. Köln: KDA.
- Naegele, G (1997). **Neue Märkte und Berufe**. Altern schafft Bedarf. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (DIFF) (Hrsg.). **Funkkolleg Altern**. Studienbrief 7. Tübingen: TC Druck.
- Nestmann, F. (1988). Alltägliche psychosoziale Intervention. In: Hörmann, G.; Nestmann, F. (Hrsg.). **Handbuch der psychosozialen Intervention**. Opladen.
- Niederfranke, A. u.a. (Hrsg.) (1992). **Altern in unserer Zeit**. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Niederfranke, A. (1996). Das Alter ist weiblich. Frauen und Männer altern unterschiedlich. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (Hrsg.). **Funkkolleg Altern**. Studienbrief 4. Tübingen: TC Druck.
- Niepel, G. (1996). **Hunde helfen heilen - Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes von Hunden in der Therapie**. Unveröffentlichte Rede, Symposium des VDH.
- Niepel, G. (1996a). Unveröffentlichtes Statement zur Pressekonferenz, Symposium des VDH.
- Nies, H.; Munnichs, J. (Hrsg.) (1992). **Sinnggebung und Altern**. Beiträge zur Gerontologie und Altenarbeit, Bd. 66. Schriftenreihe des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DZA). Berlin: DZA.
- Ochsenbein, U. (1992). Der Haushund. In: Gäng, M. (Hrsg.). **Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim**. München; Basel: Reinhardt.
- Oertl, M. (1996). Haben Affen doch ein Bewußtsein wie wir Menschen? In: **P.M.** 2/1996, (S. 14 - 21).
- Oesterreich, K. (1990). Der depressive Wahn im Alter: Psychopathologie und biographischer Hintergrund. In: Schmitz-Scherzer, R.; Kruse, A.; Olbrich, E. (Hrsg.). **Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion**. Darmstadt: Steinkopff.
- Olbrich, E. (1987). **Soziale Unterstützung im Alter: Die Rolle von Mensch und Tier**. Universität Erlangen-Nürnberg, Institut für Psychologie.
- Olbrich, E. (1988). Soziale Unterstützung im Alter: Die Rolle von Mensch und Tier. In: Kruse, A. u.a. (Hrsg.). **Gerontologie - wissenschaftliche Erkenntnisse und Folgerungen für die Praxis**. München: Pentünger.
- Olbrich, E. (1988a). **Heimtier und Gesundheit, die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung im Alter**. Unveröffentlichtes Referat im Seminar „Partnerschaft zwischen Mensch und Hund im Alter“, Nizza, April 1988.
- Olbrich, E. (1990). Zur Förderung von Kompetenz im höheren Lebensalter. In: Schmitz-Scherzer, R.; Kruse, A.; Olbrich, E. (Hrsg.). **Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion**. Darmstadt: Steinkopff.
- Olbrich, E. (1995). Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung im Alter - Einführung und Überblick. In: **Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie**, 8, 4/1995, (S. 183 - 198).

- Olbrich, E. (1996). Die Bedeutung von Heimtieren für die Gesundheit und Lebensqualität älterer Menschen. In: Mertens, K. (Hrsg.). **Aktivierungs-Programme für Senioren**, Bd.2. Dortmund: Verlag Modernes Leben.
- Olbrich, E. (1997). Die Grenzen des Coping. In: Tesch-Römer, C.; Salewski, C.; Schwarz, G. (Hrsg.). **Psychologie der Bewältigung**. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.
- Olbrich, E.; Rupprecht, R.; Schmidt, D. (1987). **Alte Menschen und Tiere**. Unveröffentlichter Forschungsbericht, Uni Erlangen.
- Olbrich, E.; Sames, K.; Schramm, A. (Hrsg.) (1994). **Kompodium der Gerontologie**. Interdisziplinäres Handbuch für Forschung, Klinik und Praxis. Landsberg/Lech: ecomed.
- Petzold, H. (1985). **Mit alten Menschen arbeiten**. Bildungsarbeit, Psychotherapie, Soziotherapie. München: Pfeiffer.
- Petzold, H. (Hrsg.) (1987). **Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung**. Paderborn: Junfermann.
- Radebold, H. et.al. (Hrsg.) (1987). **Zur psychotherapeutischen Behandlung älterer Menschen**. Erfahrungen aus einer Psychiatrischen Institutsambulanz. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Radebold, H.; Hirsch, R.D. (Hrsg.) (1994). **Altern und Psychotherapie**. Bern u.a.: Huber.
- Reichert, M.; Saup, W. (1997). Die Kreise werden enger. Wohnen und Alltag im Alter. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (Hrsg.). **Funkkolleg Altern**. Studienbrief 6. Tübingen: TC Druck.
- Robrecht, J. (1994). Auseinandersetzung mit Konflikten und Belastungen in verschiedenen Lebensaltern. In: **Zeitschrift für Gerontologie**, 27, (S. 96 - 102).
- Röhrle, B. (1994). **Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung**. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Roether, D.; Bunge, K. (1995). Hilfe- und pflegebedürftige alte Menschen mit kognitiven und depressiven Störungen. In: **Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie**, 8, 4/1995, (S. 289 - 307).
- Roether, D.; Kunze, H. (1995). Lebenssituation alter Menschen - Ein Ost-West-Vergleich. In: **Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie**, 8, 4/1995, (S. 263 - 272).
- Rosenmayr, L. (1987). Über das vielschichtige spätere Leben. In: **Wie wollen wir morgen älter werden?** Bonn: Aktion Gemeinsinn e.V.
- Rossi, E.L. (1991). **Die Psychobiologie der Seele-Körper-Heilung**. Essen: Synthesis.
- Rückert, W. (1997). Von Mensch zu Mensch. Hilfe und Pflege im Alter. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung (Hrsg.). **Funkkolleg Altern**. Studienbrief 7. Tübingen: TC Druck.
- Ruhr Nachrichten (1997). Studien bei Ehepaaren ergaben: Vierbeiner beruhigen den Herzschlag. 19.06.1997
- Rupprecht, R.; Schmidt, D.; Olbrich, E. (1987). **Vorbericht zum Forschungsprojekt „Alte Menschen und Tiere“**. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Erlangen, Nürnberg: Institut für Psychologie der Friedrich-Wilhelm-Universität.

- Rupprecht, R.; Olbrich, E.; Gunzelmann, Th.; Oswald, W.-D. (²1994). Erhaltung und Förderung von Kompetenz im höheren Lebensalter. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen e.V. (DZA) (Hrsg.). **Expertisen zum ersten Teilbericht der Sachverständigenkommission zur Erstellung des ersten Altenberichts der Bundesregierung.** „Weiße Reihe„ des DZA. Berlin: DZA.
- Savishinsky, J.S. (1983). Pet Ideas: The Domestication of Animals, Human Behavior, and Human Emotions. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals.** Philadelphia: University Press.
- Schaefer, H. (1992). Das Haustier im Altenheim. In: Gäng, M. (Hrsg.). **Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim.** München, Basel: Reinhardt.
- Schafroth, Andrea (1997). Ein Herz für Menschen. In: Neue Zürcher Zeitung (Hrsg.). **NZZ-Folio**, 11/1997; (S. 25 - 32).
- Schlösser, E. (1988). Zerebrale Läsionen. In: Koch, U.; Lucius-Hoene, G.; Stegie, R. (Hrsg.). **Handbuch der Rehabilitationspsychologie.** Berlin, Heidelberg: Springer.
- Schmitz-Scherzer, R.; Kruse, A.; Olbrich, E. (Hrsg.) (1990). **Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion.** Festschrift zum 60. Geburtstag von Frau Professor Ursula Maria Lehr. Darmstadt: Steinkopff.
- Schneider, H.-D. (1990). Eine Feldstudie zur Rehabilitation von Alzheimerkranken - Interventionsziel sind nicht nur die Patienten, sondern auch ihre soziale Umwelt. In: Schmitz-Scherzer, R.; Kruse, A.; Olbrich, E. (Hrsg.). **Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion.** Darmstadt: Steinkopff.
- Schöber, P. (1992). Soziologie. In: Asanger, R.; Wenninger, G. (Hrsg.). **Handwörterbuch Psychologie.** Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Schütz, R.M. (Hrsg.) (1992). **Geriatric.** Bd. XII. Lübeck: Medizinischer Universitätsverlag.
- Schütz, R.M.; Kuhlmeier, A.; Tews, H.P. (Hrsg.) (1992). **Altern in Deutschland.** Berlin: Theubeger Verlag.
- Schulz-Nieswandt, F. (1996). **Zur Theorie der personalen Existenz des alten Menschen.** Anthropologisch-sozialpolitikwissenschaftliche Studien. Beiträge zur Gerontologie und Altenarbeit, Bd. 97. Schriftenreihe des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DZA). Berlin: DZA.
- Schumacher, J.; Gunzelmann, T.; Brähler, E. (1996). Lebenszufriedenheit im Alter - Differentielle Aspekte und Einflußfaktoren. In: **Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie**, 1, (S. 1 - 17).
- Serpell, J. (1990). **Das Tier und wir.** Eine Beziehungsstudie. Zürich: Müller-Rüschlikon.
- Smith, P. (³1995). **Gespräche mit Tieren.** Frankfurt: Zweitausendeins.
- Smith, S.L. (1983). Interactions Between Pet Dog and Family Members: An Ethological Study. In: Katcher, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). **New Perspectives on Our Lives with Companion Animals.** Philadelphia: University Press.
- Smith, J.; Baltes, P.B. (1996). Altern aus psychologischer Perspektive: Trends und Profile im hohen Alter. In: Mayer, K.U.; Baltes, P.B. (Hrsg.). **Die Berliner Altersstudie.** Berlin: Akademie.
- Spitz, R.A. (1988). **Vom Dialog.** Studien über den Ursprung der menschlichen Kommunikation und ihrer Rolle in der Persönlichkeitsbildung. München: dtv.

- Stahlberg, D.; Gothe, L.; Frey, D. (1992). Selbstkonzept. In: Asanger, R.; Wenninger, G. (Hrsg.). **Handwörterbuch Psychologie**. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Stähelin, H.B. (1995). Demenz: Schicksal oder Herausforderung? In: **Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie**, 28, (S. 152 -154).
- Staudinger, U.M. et al. (1996). Selbst, Persönlichkeit und Lebensgestaltung im Alter: Psychologische Widerstandsfähigkeit und Vulnerabilität. In: Mayer, K.U., Baltes, P.B. (Hrsg.). **Die Berliner Altersstudie**. Berlin: Akademie.
- Störig, H.J. (¹⁴1988). **Kleine Weltgeschichte der Philosophie**. Stuttgart: Kohlhammer.
- Strauss, A. (1994). **Grundlagen qualitativer Sozialforschung**. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.
- Teichmann, H.; Meyer-Probst, B.; Roether, D. (Hrsg.) (1991). **Risikobewältigung in der lebenslangen psychischen Entwicklung**. Berlin: Verlag Gesundheit.
- Tellington-Jones, L.; Taylor, S. (1993). **Der neue Weg im Umgang mit Tieren**. Die Tellington Touch Methode. Stuttgart: Franckh-Kosmos.
- Tews, H.P. (²1995). **Altersbilder**. Über Wandel und Beeinflussung von Vorstellungen vom und Einstellungen zum Alter. Herausgegeben vom Kuratorium Deutsche Altershilfe, Köln.
- Thiel, H.; Jensen, M.; Glinka, U.; Stumpf, A. (Hrsg.) (1995). **Psychiatrie für Pflegeberufe**. München u.a.:Urban und Schwarzenberg.
- Thomae, H. (1994) Akzeptieren von Belastungen. Ein Beitrag zur „Coping-„ Forschung. In **Zeitschrift für Gerontologie**, 27, (S. 57 - 64).
- Trebert, M. (1995). **Psychiatrische Altenpflege**. Ein praktisches Lehrbuch. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Tüpker-Sieker, H. (1991). Rehabilitation von Altersstörungen. In: Howe, J. (Hrsg.). **Lehrbuch der psychologischen und sozialen Alternswissenschaft**. Bd. 3: Hilfe und Unterstützung für ältere Menschen. Heidelberg: Asanger.
- Turner, D.C. (1992). Die beliebte Hauskatze - ein echtes „Heimtier„. In: Gäng, M. (Hrsg.). **Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim**. München; Basel: Reinhardt.
- Uchtenhagen, A.; Jovic, N. (Hrsg.) (1988). **Psychogeriatric**. Neue Wege - Hinweise für die Praxis. Heidelberg: Asanger.
- Ulich, D. (1987). **Krise und Entwicklung**. Zur Psychologie der seelischen Gesundheit. München, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Voßberg, J. (1990). Anbahnung und Gestaltung positiver Beziehungen mit Kleinpferden. In: Gäng, M. (Hrsg.). **Heilpädagogisches Reiten und Voltigieren**. München, Basel: Reinhardt.
- Wahl, H.-W. (1991). „**Das kann ich allein!**„. Selbständigkeit im Alter: Chancen und Grenzen. Bern, Göttingen, Toronto: Huber.
- Weitbrecht, W.U. (1988). **Dementielle Erkrankungen**. Berlin: Springer.
- Welz, R. (1994). **Epidemiologie psychischer Störungen im Alter**. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsstudie in Duderstadt. Regensburg: Roderer.
- Wertheimer, J.; Lobrinus, A. (1981). Psychotherapie neurotischer Störungen beim alten Menschen: Eine Öffnung ins Leben. In: **Zeitschrift für Gerontologie**, 14, (S. 22 - 33).
- Westdeutscher Rundfunk Köln (WDR) (1997). Unveröffentlichte Daten über Einschaltquoten zu verschiedenen Tiersendungen.

- Westfälische Rundschau (1997). Mehr Fälle von Alzheimer erwartet. WR 14.07.1997
- Westfälische Rundschau (1997a). Roboter-Hund gibt Pfötchen. WR 08.08.1997
- Wettstein, A. (1988). Differentialdiagnose der Demenz. In: Uchtenhagen, A.; Jovic, N. (Hrsg.). **Psychogeriatric**. Neue Wege - Hinweise für die Praxis. Heidelberg: Asanger.
- Wettstein, A. (1991). **Senile Demenz**. Ursache - Diagnose - Therapie - Volkswirtschaftliche Konsequenzen. Bern: Huber.
- Wiese, M. (1994). Häufigkeit und Verteilung der hausärztlichen Diagnose „dementielle Erkrankung„. In: **Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie**, 3, (S. 195 - 199).
- Wunderlich, G. (1992). Die Bedeutung der psychogenen Körperfunktionsstörungen für die Psychotherapie. In: **Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik**, 37, (S. 149 - 156).
- Zeman, P. (Hrsg.) (1989). **Hilfebedürftigkeit und Autonomie**. Zur Flankierung von Altersproblemen durch kooperationsorientierte Hilfen. Beiträge zur Gerontologie und Altenarbeit, Bd. 74. Schriftenreihe des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DZA). Berlin: DZA.